Der
Zusammenbruch des Luthertums als Sozialgestaltung

von

Lic. theol. Georg Wünsch,
Pfarrverwalter in Meßkirch.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1921

Der Zusammenbruch des Luthertums als Sozialgestaltung

von

Lic. theol. Georg Wünsch,
Pfarrverwalter in Meßkirch.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1921

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Inhalt.

Einleitung.

Das Jahr 1921 ist wieder ein Lutherjahr.

Vor 400 Jahren hat Luther auf dem Reichstag zu Worms als Erster vor aller Welt sich in Glaubensdingen auf sein Gewissen berufen. Wohl wurde dieser Ruf, zum Teil durch seine eigene Schuld, in späteren Jahrhunderten wieder erstickt, aber ganz verstummt ist er seitdem niemals.

Und heute ist die Gewissensfreiheit geradezu ein unentbehrlicher Bestandteil unserer Kultur geworden. Auch intolerante Religionsgemeinschaften müssen ihm, mindestens scheinbar und in gewissen Grenzen, Rechnung tragen, wenn sie nicht allen Kredit in den Augen der modernen Menschheit verlieren wollen.

Wenn nun auch auf dem Reichstag zu Worms Luther seinen Appell an das Gewissen nicht im Sinn der modernen allgemeinen Toloranzforderung verstand und er in späteren Jahren gegen anders orientierte Gewissen recht unbarmherzig vorgehen konnte, kann man doch behaupten, daß 1521 zu Worms durch den starken Aufschrei eines in die Enge getriebenen Gewissens zum erstenmal das lebendige Recht einer aus eigener Ueberzeugung geborenen Herzensreligion dokumentiert wurde. Das L e b e n rebellierte gegen die Institution, wie Jesus gegen die erstarrte Pharisäerreligion protestiert hatte; die Herzensgesinnung gegen die Gesetzlichkeit; der Geist gegen den Buchstaben — ein Vorgang, der sich immer von Zeit zu Zeit in der Geschichte der Religion einstellt: nach der durch Jahrhunderte erfolgten Verholzung ein neuer Blütenfrühling wirklichen Lebens.

Und insofern, als die heutige Zeit unablässig nach Wahrheit drängt und nach der Tiefe der Gesinnung zu urteilen als selbstverständlich erachtet, steht sie in unmittelbarem Zusammenhang mit der Wormser Luthertat. Ja, diese hat zum erstenmal den Weg aufzuzeigen begonnen, auf dem allein religiöse Wahrheit gefunden und behauptet werden kann: den Weg der Herzenserfahrung und individuellen Selbstentscheidung.

Trotz dieses gewaltigen Verdienstes Luthers für die moderne Zeit, trotz dieses gemeinsamen Impulses, der sowohl den Luther von Worms als das moderne Geistesleben beseelt, darf wohl angenommen werden, daß die Lutherfeiern des April 1921 ebenso eindruckslos an der evangelischen Volksmasse vorübergehen werden wie die Veranstaltungen des Jahres 1917, wo seit dem Thesenanschlag 400 Jahre verflossen waren. Ebenso erfolglos wird die evangelische Theologenwelt das Kirchenvolk an den Wormser Tag zu erinnern und ihm seine Bedeutung ins Bewußtsein zu hämmern versuchen. Die Tageszeitungen bringen vielleicht im Kleindruck einige Berichte. Existierte freilich das protestantische Hohenzollernreich noch, würden glänzende Hoffestlichkeiten und Hofgottesdienste unter Beisein des Kaisers stattgefunden haben, dann wären diese Veranstaltungen in breiter Oeffentlichkeit gewürdigt worden, nicht aber um Luthers, sondern um des Kaisers willen. Auch so wäre das Lutherfest nur Schein gewesen ohne den Untergrund starken Volksempfindens; wie überhaupt ein Protestantismus, der nur im Schatten der Hohenzollerndynastie hätte existieren können, zu existieren überhaupt keine Berechtigung hat.

Gerade angesichts von Lutherfeiern tritt es deutlich an den Tag: Luther war ein Volksmann, aber er ist keiner mehr und kann auch mit allen Anstrengungen nicht mehr dazu gemacht werden. In gewisser Hinsicht kein Wunder. Hat doch das evangelische Volk Luther nie in seiner wahren Größe kennen gelernt. Das nachfolgende Luthertum alter und moderner Art hat sich eifrigst bemüht, seinen Genius zu verdunkeln, weil

es gerade das Große an ihm nicht brauchen konnte. Man führte ihn dem Volke vor als den gemütlichen Hausvater in Schlafrock und Pantoffeln, der gelegentlich auch poltern kann. Sein Familienleben wird auf allen Lutherfesten buchstäblich zu Tode gehetzt samt seiner Käthe. Das kleinliche Patriarchentum wird an ihm gepriešen und allein gekannt — ganz gemäß den patriarchalisch-familiären Ordnungstendenzen des Luthertums. Als ob Luther nicht vor allem ein Mensch von dämonischer Genialität gewesen wäre, von einer Tiefe des religiösen Blickes, die bis heute kaum wieder erreicht wurde. Er ist einer der größten Deutschen, einer der größten Menschen überhaupt. Als solcher aber ist er gerade in seiner Größe nur historisch Gebildeten bekannt. Er ist kein Gegenwarts-, kein Volksmann mehr. Er gehört samt der Reformation zu sehr der Geschichte an, als daß man allgemeines Volksinteresse für seine Person und sein Werk fordern dürfte. Auch seine damals so reißend gelesenen Schriften sind heute schon der Form und Ausdrucksweise nach unvolkstümlich, und alle Luthervolksausgaben werden sie nicht populärer machen. Es gehört zuviel „Wissen", zuviel Apparat dazu, um den Kern zu verstehen. Derjenige, dem dieses Wissen zur zweiten Natur geworden, fühlt die unmittelbare Kraft seines Wortes und seiner Person. Er hat gelernt, von seiner eigenen Zeit zu abstrahieren und sich in fremde Zeiten hineinzuversetzen. Der Mann aus dem Volke kann das nicht; auch dem gläubigsten Lutheraner ist Luther unendlich fern — das sollten unsere Universitätsprofessoren und Pfarrer endlich begreifen!

Dazu kommt aber hauptsächlich: die eigentlichen Lutheraner, welche das Lebens- und Weltgefühl mit Luther teilen, sind nur mehr ein kleines Häuflein, herüberragend aus einer vergangenen, fremden Zeit. Für den modernen Menschen, auch den christlich religiösen, ist Luthers Welt- und Lebensgefühl unverständlich geworden und damit seine ganze Welt- und Lebensbeurteilung. So stark die feinen, rein innerlich religiösen

Fäden sind, welche uns heute, vielleicht den christlichen Frommen aller Zeiten, mit Luther verbinden; so stark gerade das kühne in Worms gesprochene Bekenntnis Luthers zum Gewissen eine Wurzel des modernen Lebens aufzeigt, so fremd ist uns doch Luthers Lebenswerk nicht nur der Form, auch dem Geiste nach geworden: nämlich da, wo sein Welt- und Lebensgefühl zutage tritt und die davon abhängende Sozialgestaltung. Und wenn auch, historisch verstanden, Luthers Sozialgestaltung ein hervorragendes Werk für seine Zeit genannt werden darf und in gewissen Elementen in andern Sozialgestaltungen fortleben wird, haben doch die Epigonen der Reformation, das alte und das neue Luthertum, diese Sozialgestaltung verknöchert und schließlich für Klassenvorteile mißbraucht, bis sie im Weltkrieg endgültig zusammenbrach. Was vom Luthertum als Sozialgestaltung übrigblieb, kämpft gegenwärtig einen hartnäckigen, aber aussichtslosen Verzweiflungskampf gegen neuartige, sozialgestaltende Mächte.

Es würde nun ein Armutszeugnis für die evangelischen Kirchen Deutschlands bedeuten, wenn sie sich weiterhin in Predigt, Unterricht und ethischer Seelenleitung an die Sozialgestaltung des Luthertums klammerten und die neuaufgekommenen Mächte bekämpften, statt eine, im Geiste des Christentums liegende, Synthese mit der modernen Welt, d. h. dem Willen und dem Wege Gottes in der Geschichte, zu suchen, wie es das Christentum für das Sozialleben immer tun mußte und auch Luther tat. Kirche und offizielles Christentum laufen heute mehr denn je Gefahr, Gott nur im Munde zu führen, aber von ihm leer zu sein. Davor wolle uns Gott bewahren!

Durch soziologische Neueinstellung würden die lutherischen Kirchen mehr von Luthers Geiste sein als durch eigensinniges Festhalten an einem veralteten Lebensgefühl, das heute schon tot ist.

Luther.

Das Christentum war noch zu allen Zeiten — mit wenig Ausnahmen in schnell unterdrückten schwärmerischen Sekten — konservativ gerichtet. Es nahm die Welt mit ihren Einrichtungen als gegebene, durch menschliche Kraft nicht zu ändernde Größe hin.

Das Urchristentum glaubte wohl an eine baldige Veränderung, an das Kommen des Reiches Gottes, aber nicht aus menschlicher Kraft, sondern durch ein Wunder Gottes. Bis zum Eintritt der Katastrophe für die Welt und der Erlösung für die Frommen arbeitete es nicht an einer Verbesserung oder Verchristlichung der Weltzustände, sondern beschränkte sich auf den Protest gegen Heidentum und Sünde. Uebrigens fühlte es deutlich die Unmöglichkeit der Beeinflussung einer festen, jahrhundertealten Kultur, ja es schwang sich sogar zu einem relativen Lobpreis der staatlichen Ordnung auf, welche die teuflische Bosheit bis zu einem gewissen Grade im Zaum hielt und dadurch die Ausbreitung des Evangeliums ermöglichte. Immerhin fühlte die Urchristenheit die Spannung eines unablässigen Werdens, eines Heranschreitens und Näherkommens des Gottesreichs und in sich selbst die Verpflichtung beständigen Wachstums. Das Verhältnis zur Welt war konservativ und negativ ablehnend, aber voll energischen Glaubens der endlichen, in Kürze kommenden Ueberwindung.

Im Frühkatholizismus herrschte dieselbe Ablehnung gegen eine heidnische Welt, die man zu durchdringen und zu ändern nicht die Macht hatte: eine negativ-konservative Haltung, ein Verzicht auf christliche Kultur, aber unter Preisgabe der urchristlichen Spannkraft des eschatologischen Glaubens. Die Zukunft des Gottesreichs wurde zum Jenseits; die Hoffnung galt der Auferstehung von den Toten oder der Unsterblichkeit der Seele. Das Diesseits und Jenseits begann auseinanderzuklaffen: das irdische Leben wurde eine Vorbereitung zum himm-

lischen Leben mit negativem Wert. Das Hauptgepräge verlieh dem damaligen Christentum das asketisch-quietistische Mönchtum, das keinen weltlichen Kulturzweck kannte wie das mittelalterliche, in seiner Haltung unterstützt durch die Arbeitslosigkeit und müde Weltstimmung der untergehenden Antike.

So war das mit der Kultur des Altertums verflochtene Christentum ablehnend konservativ. Dagegen entstand in den jungen germanischen Ländern mit halbbarbarischer Kultur ein bejahend konservatives Verhältnis zur Welt. Die einfachen Lebensverhältnisse kamen christlicher Sozialgestaltung entgegen. In die Leere der damaligen Zustände ließ sich eine annähernd christianisierte Kultur hineinbauen. Die deutsche Kultur ist so in ihrer Wurzel, in den Anfängen ihres Werdens mit dem christlichen Geiste verknüpft, der, indem er ihr den Anstoß zur Entstehung gab, sie in dieser Entfaltung auf das stärkste beeinflußte. Die dünne Bevölkerung der germanischen Länder kam der Verwirklichung der persönlichen Gemütswerte des Christentums entgegen bei einem Rechtsleben, das in einfachster Weise auf Treue und persönlich abgeschlossenem Vertrag beruhte. Die rohen Kampfinstinkte standen zwar in ungebrochener Blüte, wurden wohl auch der Betätigung rücksichtsloser Intoleranz dienstbar gemacht, wenn auch Ketzerverbrennungen erst im Spätmittelalter und in der Reformationszeit ihre ganze Furchtbarkeit entfalteten — aber diese Kampf- und Raufinstinkte verstand das Christentum zu adeln zu einem Kampf für Kirche, Gerechtigkeit und das Wohl der Unterdrückten: das idealisierte Rittertum, wie es uns die deutsche Sage darstellt. Und wo der Kampfeszorn in seiner Roheit Unheil anrichtete, bestand Gelegenheit zu gründlicher Buße und gar zum Brechen dieser Triebe in dem friedlicher Kulturarbeit gewidmeten Mönchtum. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren stabil und übersehbar; bis in die Ritterkreise hinein herrschte größte Bedürfnislosigkeit und Einfachheit der Lebensweise, die nur zuweilen durch Festlichkeiten mit sehr reichlichen Gelagen

unterbrochen war. Das rechtlose Volk litt wohl unter den Launen roher Herren und kam oft in größte Not, allein die Kirche unterließ nicht, die Fürsorgepflichten der herrschenden Stände auf das nachdrücklichste zu betonen, das freie Fehderecht zu unterbinden und dem leidenden Volke im Sinne christlicher Liebe beizustehen, aber ohne die bestehenden Herrschaftsverhältnisse auch nur im geringsten anzutasten. Die Klöster taten in der karitativen Fürsorge das ihre. Freilich blieb noch vieles im Argen, aber ein willensstarker Geist war am Werk, die Sozialverhältnisse im Sinne des Christentums zu regeln. Das wurde auch dadurch erleichtert, daß Natural- und Agrarwirtschaft dem Emporblühen rücksichtsloser Geldgier weniger Vorschub leistete. Weshalb die Kirche durch strenge Zinsverbote die Welt auf der Stufe unentwickelter Geldwirtschaft zu erhalten suchte, wohl ahnend, welch satanischer Geist im Gelde steckt. Sie machte das Zinsverbot so stark geltend, daß es sogar in die Gemeinde- und Reichsgesetzgebung Einlaß fand. Das war ein Leben mit geringen Spannungen zwischen Christentum und Welt. Es war christliche Einheitskultur mit dem ganzen Zauber ihrer Geschlossenheit, die an ihrem Ende Thomas v. Aquin theoretisch darstellte. Er gilt nicht umsonst auch sozialgeschichtlich in der katholischen Kirche als Normaldogmatiker. Die christliche Weltgestaltung hat damals eine Blütezeit erlebt, wie sie vorher und nachher nicht mehr da war, und die begreiflicherweise heute noch der Traum vieler, nicht nur konfessionell-katholischer, Geister ist. Kein Wunder, wenn damals mit besonderer Inbrunst die Weltordnung als „gottgewollt“ gepriesen und in stark konservativem Sinn an der Erhaltung dieser Zustände gearbeitet wurde.

Jedoch das Rad der Geschichte schwingt vowärts, nie zurück. Wir wollen das Wort „Fortschritt“ nicht gebrauchen, da es ein Werturteil in sich schließt und man gegen den aus dem Mittelalter herausführenden Fortschritt in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht sehr skeptisch sein kann. Mit der Eröffnung

des Orients durch den Handelsverkehr wurde die Lebenshaltung Europas allerdings gehoben, durch die internationale Geld- und Kreditwirtschaft der Güterverkehr vereinfacht, gleichzeitig aber wuchs mit der Lebenshaltung Begehrlichkeit und Genußsucht; mit Geld- und Zinswirtschaft die Habgier. Die von christlichem Geist beseelte kirchliche Wirtschaftsethik, welche sich mit geistlichem Gewaltrecht Geltung zu verschaffen gewußt hatte, wurde allmählich umgebogen, so daß man ihren Wortlaut nach Möglichkeit wahrte, aber ihren Geist in scholastischen Umdeutungsmethoden verleugnete. Die kirchlichen Kreise hatten das allergrößte Interesse an freier Entfaltung der Zinswirtschaft; denn sie trieben selbst riesige Finanzgeschäfte. Das christliche Recht wurde allmählich verdrängt durch die Grundsätze des ausbeuterischen römischen Rechtes. Und so begann die europäische Kultur die nie ganz erstorbenen, aber von der Geistesmacht der Kirche im Zaum gehaltenen Mächte der Selbstsucht rechtlich anzuerkennen und zu sanktionieren. Das war der Anfang des sich im 19. Jahrhundert so verderblich auswirkenden Kapitalismus. (Siehe S. Eck in Einleitung zu Luthers Schrift: Von Kaufhandlung und Wucher. Bonner Ausgabe Bd. 7, S. 493 und meinen Aufsatz: Luther und die Zinswirtschaft, Christl. Welt 1915 Nr. 2—7).

Es ist bekannt, wie Luther in allen Jahren seines Lebens sich energisch gegen die aufkeimende kapitalistische Geldwirtschaft gewendet hat. Man pflegt gerade d i e s e Schriften Luthers entweder gar nicht oder mit dem überlegenen Lächeln eines sich seiner Modernität bewußten Geistes zu lesen. Und doch enthalten sie die so und so oft in ihrer Möglichkeit geleugneten Grundsätze einer christlichen Wirtschaftslehre, voll von Liebe und Gerechtigkeit nach allen Seiten. Sie stimmen darin mit dem hochmittelalterlichen Katholizismus überein und nehmen dessen Wirtschaftslehren aus christlichen Gewissensgründen in Schutz. Luther beklagt die Emanzipation von der kirchlich-sozialen Gesetzgebung und sucht das Wirtschaftsleben

seiner Zeit auf deren Grundsätze zurückzuführen. Was Luther in Uebereinstimmung mit der mittelalterlichen Kirche predigt, ist ein bejahend konservatives Christentum, welches durch die Erhaltung des wirtschaftlichen Idealzustandes der Stabilität und Einfachheit das Wirtschaftsleben in christlichem Sinne zu ethisieren und damit die Welt in einem Zustand zu erhalten sucht, welches dem Wesen des Gottesreiches entspricht. Das schien ihm nur bei der einfachsten Form des wirtschaftlichen Lebens, bei agrarischen Verhältnissen möglich. Da er der Kirche nur das geistliche Gebiet einräumte, sollte sich die Obrigkeit für die Verchristlichung, d. h. für die gewaltsame Zurückhaltung der Welt auf den hochmittelalterlichen Verhältnissen einsetzen durch den Erlaß von Luxusgesetzen, Wucherverboten und Preisregulierungen. Luther hatte einen territorialen Sozialismus, autoritär-konservativen Gepräges im Auge. Ihn hat er nie aufgehört zu fordern, wenn er auch aus ethischem Pessimismus nicht an die Erfüllung seiner Forderungen glaubte.

Es ist ja bekannt: nicht Einsicht oder freier Volkswille, sondern die Gewalt der Obrigkeit, sei sie nun monarchisch wie in den Territorien oder republikanisch wie in den Städten, bedeutete für Luther die einzige Möglichkeit einer christlichen Weltordnung. Luthers Gesinnung war gewiß volksfreundlich; er liebte das Volk, aber er glaubte nicht an dasselbe. Zwar wurde auch sein Glaube an die Obrigkeiten, der in der Schrift an den Adel so hoffnungsvoll zum Ausdruck kam, bald stark erschüttert, aber stets galt ihm jede Art von Obrigkeitsherrschaft als das bessere Uebel. Die ausgesprochene Autoritätserziehung Luthers in Elternhaus, Burse nnd Kloster (vgl. O. Scheel, Martin Luther, Tübingen 1916) förderte sein Freiheitsbewußtsein nur nach innen; nach außen hielt er unerschütterlich an der einmal gegebenen Staats- und Gesellschaftsordnung fest. Jede, auch die unwürdige und grausame Obrigkeit, ist von Gott; jeder Aufruhr gegen sie nach göttlichem und menschlichem Recht verboten; er wäre eine Auflehnung

gegen Gottes Ordnung. Empörung und Rotterei sind für Luther die greulichsten Sünden, da sie die Ehrfurcht vor Gottes Willen verletzen, den jede Obrigkeit schon dadurch, daß sie Obrigkeit ist, dokumentiert. Luther hält die Obrigkeiten nicht im entferntesten alle für einen Segen; er nimmt sich kein Blatt vor den Mund, wenn er eine derselben abzukanzeln Ursache hat, aber nach seiner Ansicht ist die Welt nicht dazu da, ein Paradies zu sein oder zu werden, sondern sie ist und bleibt die Welt voller Widersprüche, Sinnlosigkeiten, Unglücksfälle und Bosheiten. In der Welt sein, heißt für ihn eigentlich mitten unter Teufeln sein (Weim. Ausg. 52, 217, 419); da ist das Leid selbstverständlich, die Selbstsucht an der Tagesordnung, wie Luther im Menschen mehr an die Macht seiner bösen als guten Instinkte glaubt. Es würde zugehen auf der Welt wie in einem Käfig, in den man Löwen, Adler, Bären und Wölfe sperrte, wenn die Obrigkeit nicht mit Schwert, Rad und Galgen Ordnung hielte und dadurch das Chaos, den sofortigen Zusammenbruch hinderte.

Luther ist Pessimist bezüglich der diesseitigen Welt, nicht nur in der Gegenwart, auch in der Zukunft. Von Entwicklung zu besseren Zuständen oder von sinnvoller Zukunftsgestaltung der menschlichen Verhältnisse weiß er nichts, wie er die Aufgabe der Obrigkeit mehr negativ in der Unterdrükkung des Bösen: im Regieren, weniger in der Förderung des Guten: im Verwalten sah: ein Ausdruck seines pessimistisch-hoffnungslosen Weltgefühls. Er war Optimist nur in seinem Glauben an das jenseitige Gottesreich, in das wir nach dem Tode eingehen oder das am Ende der Tage durch ein Wunder Gottes kommt, was Luther in nicht allzuweiter Ferne glaubte. Der Sinn des Christenlebens bestand für ihn in der innerlichen Vorbereitung für das Himmelreich unter möglichster Fernhaltung von der Welt und ihrem Streit, in den sich zu mengen wegen ihrer Unverbesserlichkeit doch keinen Wert hat. Luthers Glaube war ein entschiedener Jenseitsglaube

und sein Weltgefühl ein pessimistisch-konservatives, das die Erhaltung der sozialen Verhältnisse als gottgewollter Ordnungen in Familie, Berufssystem und Obrigkeit verlangte: keine idealen Ordnungen, aber das war ihm bei der Kürze der Lebensdauer gleichgültig. Die christliche Liebe kann wohl mildern, aber nicht bessern. So stehen sich Welt und Ewigkeit in Luthers Lebensgefühl als zwei starre Größen, unter sich getrennt, gegenüber, deren Verhältnis sich durch kein Werden ändern läßt. Es gibt für Luther nur ein Sein, kein Wachsen und Gestalten. Das Reich Gottes wirkt im Diesseits nur im Wort und den Sakramenten und in den Herzen, welche sich vom Wort durchdringen lassen. Die Welt ist für Luther eine kleine Insel, die im Meer der Ewigkeit schwimmt und über die wir eine kleine Reise machen. Nicht als ob dieses Weltgefühl ein Rest aus der Klostererziehung Luthers wäre — wie das vielfach dargestellt wird — Luther ist hier der Repräsentant seines Zeitalters überhaupt.

Mit ebenso starren und unveränderlichen Größen rechnet Luther bei seiner Sozialgestaltung. Die Masse der Menschheit ist ihm gegliedert in Obrigkeit und Untertan, Meister und Geselle, Hausvater und Gesinde, Eltern und Kinder; ferner durch ein festes System von Berufen: ein jeder bleibe in seinem Beruf und strebe nicht über seinen Stand hinaus. In der Begehrlichkeit nach höherer gesellschaftlicher Stellung sieht Luther ein Grundübel der Welt. Mit der sozialen Gliederung ist freilich immer ein höherer oder niederer gesellschaftlicher Wert verbunden, aber vor Gott sind alle Menschen gleich verantwortlich und werden nur nach moralisch-religiösen Gesichtspunkten, nicht nach diesseitsgesellschaftlichen beurteilt. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person: Ungleichheit in der Welt, Gleichheit in der Ewigkeit.

Im Diesseits kann die Härte der Ungleichheit eine Milderung erfahren im religiösen Patriarchalismus. Dabei ist das Verhältnis der Familie auf die ganze Sozialge-

staltung übertragen, indem Herrschende und Untergebene sich verhalten sollen wie die Eltern zu den Kindern, d. h. ein Verhältnis, in dem gegenseitiges Interesse und persönliche Wärme mitspricht. Hier selbstverständlicher Gehorsam, getragen von Vertrauen und kindlicher Treue — dort das Bewußtsein der Verantwortung für körperliches und seelisches Wohl der Untergebenen; hier freiwillige Unterwerfung in freier Hingabe an die Gottesordnung, in die man hineingeboren — dort väterliche Fürsorge als von Gott auferlegte Pflicht. Auf solche Weise soll das Verhältnis vom Gutsherrn zum Knecht, vom Meister zum Gesellen, vom Fürsten zum Volk geheiligt und durchleuchtet sein vom Geist persönlich-christlicher Frömmigkeit. Und wenn es für Luther immer eine „proletarische“ Masse geben wird, die nur geringen Anteil an den Segnungen der Kultur und den Schätzen der Erde hat; ja die nur zu dem Zweck da ist, diese Schätze beizuschaffen, damit andere sie genießen: der Dung, auf dem sich das Leben der Bevorzugten nährt — so kann man sich doch dem Zauber der religiös durchleuchteten Sozialgestaltung Luthers nicht verschließen: ein Ideal, das unter einfachen Verhältnissen bei Gutswirtschaft auf dem Lande und bei kleinem Handwerksbetrieb in der Stadt wohl verwirklicht gedacht werden kann und in einzelnen Fällen auch verwirklicht wurde: ein Ideal, das heute noch und so immer *da* am Platze ist, wo die Menschengemeinschaft auf den übersichtlichen Kreis der Familie beschränkt bleibt.

Wie Luther in seinem schroffen Dualismus zwei Welten kennt: die Welt des Diesseits und die des Jenseits, so kennt er auch *zweierlei Moral*. Die eine für das Jenseits, die andere für das Diesseits; die eine für den inneren, die andere für den äußeren Menschen; die eine die Personenmoral, die andere die Amtsmoral. Und zwar ist diese Doppelmoral nicht so verteilt, daß innerhalb des sozialen Ganzen ein Teil dieser, der andere Teil jener Moral folgte, sondern diese doppelte Moral hat ihren Platz in jedem einzelnen Menschen, der nach

seinem Gewissen entscheiden lernen muß, wo er dieser und wo er jener Moral folgen soll. Nach der Personenmoral handelt der Mensch als Christ nach den Geboten Jesu in der Bergpredigt. Er lebt ganz für Gott und verachtet die Welt. Er opfert sich in schrankenloser Güte dem Nächsten; er liebt den Feind; er leidet lieber Unrecht als daß er streitet und prozessiert; er ist unabhängig von Familie und Besitz; er geizt nicht und sorgt nicht. Und das alles in dem Gefühl, innerlich an göttlichem Besitz mehr zu haben als die ganze Welt wert ist, in der Hoffnung auf die alle Widersprüche lösende Ewigkeit. Diese Moral frägt nur nach Gott und seinen Gesetzen und nichts nach der Welt oder danach, ob diese Gesetze in die Welt passen. Dagegen sorgt die Amts- oder Berufsmoral für die Anpassung an die Forderungen der Welt, aber keineswegs mit dem Zweck, die Weltverhältnisse nun für sich auszunützen, sondern auch hier sie im Dienst für Gott und für den Nächsten zu gebrauchen. Jeder hat ein Amt oder einen Beruf; da gilt die Moral der Bergpredigt, die Moral der Hingabe, des Nachgebens, der Feindesliebe nicht; da muß der Hausvater im Daseinskampf für seine Familie erwerben, da muß er auf seinem Recht beharren und gegebenenfalls zum Richter gehen; da muß er, da ihm das Hemd näher liegt als der Rock, um seiner Familie willen manchmal rücksichtslos gegen Fremde sein, wiewohl Luther, was das Wirtschafts- und Erwerbsleben betrifft, sehr strenge auf einem durchaus christlichen Standpunkt steht, die größte Einfachheit der Lebenshaltung fordert und den Erwerb nur auf die ehrlichsten und rechtmäßigsten Formen beschränkt. In der Amtsmoral kann sich Luther zu einer Verherrlichung der Gewalt aufschwingen, die nicht mehr christlich erscheint und auch viel Anstoß erregt hat. Das Amt des Fürsten oder Richters, Gutsherrn oder Hausvaters fordert strengste Aufrechterhaltung der Autorität um der Ordnung willen; denn die schlechte Welt ist der Ordnung feind und nicht durch Einsicht, sondern nur durch Gewalt zu bändigen. Gegen Aufruhr

und Umsturz der Sozialordnung, also gegen den Satan und für Gott, geht kaum eine Hartherzigkeit zu weit. Es wäre Sünde, wenn der Fürst nicht alle Mittel zur Erhaltung der Ordnung anwendete. Darin zeigt sich die schroffste Autoritätsnatur Luthers und seine beispiellose Abneigung gegen entfesselte Volksmassen; er sah in ihnen die Bosheit verkörpert. Da konnte er schwelgen in Mord- und Blutgedanken und innerhalb der Amtsmoral die Gewalt verherrlichen, wie er es gegen die aufständischen Bauern und die Täufer tat.

Es ist freilich bezeichnend für Luthers Sozialbeurteilung, daß die unumschränkte Gewaltverherrlichung bei ihm nur dann in Wirkung trat, wenn die soziale Ordnung gefährdet war; beim Krieg nach außen sind seine Bedenken gegen die Gewalt des Schwertes wieder sehr stark, wiewohl sie nicht prinzipieller Natur sind; denn der Krieg ist ihm ein Amt oder Werk, das an sich nicht böse ist (Weim. Ausg. 19, 625). Er haßte ihn wohl, empfahl gerne den Frieden und zeigte sich sehr ängstlich, wenn er zum Kriege raten sollte, aber er verwarf ihn nur als Angriffskrieg; ja im Grunde fand er ihn in der verdorbenen Teufelswelt natürlich. Die edelste Art von Krieg war ihm derjenige, welchen der Fürst zum Schutz seiner Untertanen im Amt führte. Aber auch im Zweifelsfall, ob der Krieg ein gerechter sei — und das dürfte wohl für das Volk immer zweifelhaft sein — hat Luther gegen ihn keine Bedenken. Das Problem des Nationalismus und daher den Nationalkrieg kannte Luther nicht. Zu seiner Zeit handelte es sich um Territorial- und nicht Nationalstaaten; der Krieg war stets eine Angelegenheit der Fürsten und nicht des Volkes, das nur bluten und zahlen durfte. Und Luther hatte nicht so unrecht, wenn er diese Kabinettskriege als eine Folge der Selbstsucht und Bosheit bezeichnete: ein notwendiges Uebel, dem der Fürst, so ungern er es als Christ tun mag, sich als Notwendigkeit beugen muß. Wenn auch Luther den Krieg nicht so schroff ablehnt wie das Geld- und Zinssystem, ist er doch voller Bedenken

gegen denselben. Auch der Begriff der Amtsmoral erlaubt ihm eine Konzession an die Habgier und Gewalt der Welt nur in gewissen Grenzen.

Die doppelte Moral Luthers ist eine notwendige Folge seines schroff dualistischen Weltgefühls: sehr fein empfunden, durchaus rein und christlich, wenn man sie mit den Augen Luthers zu sehen versteht, aber eine grauenhafte Versuchung zu Heuchelei und Selbstbelügung, wie ja ohne Luthers große Ewigkeitsverantwortung alle Scheußlichkeiten im Rahmen der Doppelmoral verchristlicht werden können und auch verchristlicht wurden.

Luther ist durch und durch Ewigkeits- und Innenmensch. Das Ziel alles Wesens liegt für ihn im Jenseits und der Wert alles Seins in der Gesinnung. Er sieht die Gesamtheit alles Daseins — übrigens ganz biblisch — in schroff dualistischer Teilung von Welt und Ueberwelt, Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit. Beide Welten sind ihm scharf geschieden, jede wirkend nach ihren eigenen Gesetzen, beide im Kampf miteinander. Die diesseitige Welt ist die Welt des Teufels, seit dem Sündenfall völlig verdorben für göttliche Zwecke; zu ihr gehört auch die Sozialgestaltung mit all ihren Widersprüchen und Ungerechtigkeiten, die nie durch irgend eine irdische Macht beseitigt werden können: es würde immer so sein und bleiben wie es ist. Erst in der Ewigkeit erwartet den Christen die Erlösung; bis dahin hat er zu leiden und zu dulden in der Teufelswelt. Ein Abgrund trennt diese beiden Sphären. Nur die Ordnungen der Familie, Kirche und Obrigkeit stellen gleichsam das Knochengerüste dar, welches das Diesseits aufrecht erhält. Aber auch sie sind ein Bestandteil der diesseitigen Welt: ein Notbau, der mit dem Zusammenbruch der Teufelswirtschaft verschwinden wird.

Die Kirche ist für Luther noch derjenige Bestandteil der Welt, welcher dem Gottesreich am nächsten steht. Aber er sieht in ihr nicht etwa eine sichtbare Organisation, die mit

festen Klammern ihre Mitglieder umfaßte; weder eine Volks- noch eine Priesterkirche, sondern die Wortkirche. Diese besteht nicht aus Menschen, sondern aus den unsichtbaren Gütern des in der Bibel und in den Sakramenten offenbaren Gottesworts. Wo das Wort ist, ist die Kirche. Und wenn ihr gleich kein Mensch angehörte, so wäre sie doch da als unsichtbarer Schatz. Das ist eine rein innerliche Glaubens- und Gesinnungskirche, der alles Aeußerliche völlig gleichgültig ist. Für Luther liegt der Schwerpunkt des Christenlebens daher auf dem Glauben, nicht auf den Werken; auf dem inneren Wesen, nicht auf der äußeren Tat. Diese Anschauung ist bei Luthers Weltgefühl begreiflich, aber tödlich für jede aktive Welt- und Sozialgestaltung, die Luther freilich auch gar nicht wollte, weil er sie nicht für möglich, selbst nicht für notwendig hielt.

Luthers Lebensgefühl ist das schroffer Jenseits- und Innenorientierung, ablehnend konservativ gegenüber der Welt als Ganzem, bejahend konservativ in seiner Obrigkeits- und Familienmoral. Seine sittlichen Grundsätze fordern daher der Welt gegenüber in erster Linie Geduld im Leiden, quietistische Kreuztragung und Hoffnung auf die Ewigkeit. Die Darstellung dieser Grundsätze bei Luther ist großartig und tief, von einer Reinheit und Zartheit, der sich keiner verschließen kann, der Luther ohne Voreingenommenheit liest. Jeder Fromme kann ihm sein Weltempfinden nachfühlen. Aber es erweist sich in der heutigen Weltlage für jeden, auf dem die Not der Zeit lastet, fremd und unzulänglich. Freilich wird das nur derjenige fühlen, welcher das heutige Sozialleben so sieht, wie es wirklich ist, und nicht ein seinen traditionellen Anschauungen angepaßtes Bild davon. So sieht es nicht etwa nur der gottentfremdete Diesseitsmensch, sondern auch der Christ, ja gerade der Christ, welcher in der Geschichte wie in einem Gottesbuch zu lesen versteht. Die religiösen Grundtatsachen von Luthers Glauben werden für die ganze kommende Religionsgeschichte unverwischbar bleiben; denn es gibt schließlich

immer nur ein Verhältnis des Menschen zu Gott: von seiten des Menschen das des tiefinnerlichen Glaubens und von seiten Gottes das der Gnade; aber das Welt- und Sozialgefühl heute ist ein anderes und muß nach dem Evangelium ein anderes sein als Luther es hatte; sonst werden wir dem Willen Gottes, wie er sich in der Geschichte offenbart, nicht gerecht.

Das Luthertum.

Luthers großartige Welt- und Sozialanschauung wurde von der Nachwelt als Selbstverständlichkeit übernommen, aber die Epigonen verstanden ihre Größe nicht, hielten sich an die grobe, schematische Form, brachen die feinen, zarten Spitzen, welche Luthers Welt den Zauber der Tiefe geben, ab und wußten die in Luthers Dualismus beschlossene Gefahr nicht zu meiden: nämlich, daß er ein Tummelplatz gemeiner Menscheninstinkte und geistiger Mittelmäßigkeit in dem heuchlerischen Lichte christlicher Moral wurde: das Luthertum.

Die Rebellion des lutherischen Gewissens zu Worms war vergessen, erst zwei Jahrhunderte später erinnerte man sich in derjenigen Theologenwelt wieder daran, welche nicht gleichgültig an den großen Glaubensforderungen der Toleranz im Aufklärungszeitalter vorübergegangen war. Vorläufig pflegten die lutherischen Theologen die Wort- und Sakramentskirche Luthers, wobei ihnen aber das Wort nicht Geist, wie Gott selbst, sondern Fleisch des Bibelwortes war, dessen Teile sie auseinanderrissen, sie dadurch ihres Lebens beraubten und aus ihnen den Leichnam begrifflichen Dogmentums schufen, den sie mit fanatischer Wachsamkeit hüteten. Und da sie mit Luther und seiner Zeit die Offenbarung nur einer fertigen Wahrheit, und zwar der innerhalb der eigenen Kirche für möglich hielten, begann ein unerquicklicher Streit um die Wahrheit, in dem die gelehrten Theologen das Wort führten; nur sie glaubten in ihrer geschulten Begriffsspalterei, die sie übrigens der mittelalterlichen Scholastik abgeguckt hatten, die Wahrheit verstehen

zu können. Der Glaube Luthers wurde zum Fürwahrhalten begrifflichen Dogmenwerkes. Worms war im Nebel der Vergangenheit versunken. Die Geist-Wortkirche wurde Theologenkirche unter der Obhut der über sie wachenden Obrigkeit, die bei all ihren Fehlern gegenüber der lutherischen Theologenwelt immer noch das kleinere Uebel war; denn sie legte dem fanatischen religiösen Wahrheitsbedürfnis gelegentlich Zügel an — selten aus besserer Erkenntnis der religiösen Bedürfnisse, mehr wegen der Gefährdung des inneren Zusammenhalts ihres Territorialstaates.

Das Welt- und Lebensgefühl blieb dasjenige des Diesseitspessimismus und der Jenseitshoffnung. Welt und Gottesreich blieben unverbunden, klaffende Gegensätze. Man hat sich mit Luthers Sozialgestaltung in vergröberter Form zufrieden gegeben. Die Welt blieb eine Teufelswelt, nur mit dem Unterschied, daß man den Teufel nur beim Volk und nicht auch bei den Obrigkeiten sah. Die gottgewollte Abhängigkeit von der Regierungsgewalt wurde zum wichtigsten sozialen Dogma. Wehe, wer an den gesellschaftlichen Gegebenheiten der Ueber- und Unterordnung zu rütteln wagte! Aufruhr blieb die gemeinste Sünde. Dabei gewöhnte man sich, in der Obrigkeit immer ausschließlich die *monarchische* Obrigkeit zu sehen. Nach unten predigte man die christlichen Tugenden des Duldens, sich Bescheidens und der Ergebung in seinen sozialen Stand. Das sei Christenkreuz und nach Gottes Willen zu leiden; in der Ewigkeit erst gebe es eine Beurteilung der Menschen nach ihren wirklichen inneren Werten.

Die Sozialgestaltung blieb beherrscht von der Verschiedenheit der Stände, aber nicht in erster Linie nach Menschenwert und Leistung, sondern nach Abstammung und Geburt; auch hier gemildert durch den Patriarchalismus. Der Fürst war Landesvater. Er stand zu seinen Landeskindern in einem engeren oder lockereren persönlichen Verhältnis; daher war auch der Wert der Einrichtung abhängig von den zufälligen persönlichen

Eigenschaften des Regenten. Das Landesvatertum hatte gewiß seine Verdienste beim Aufbau der im dreißigjährigen Krieg verwüsteten Landschaft Deutschlands, aber noch viel mehr seinen Fluch in der Gewissenlosigkeit, womit die Landesväter, Land und Volk als ihr Eigentum betrachtend, es für ihre Prunksucht ausbeuteten und aus lauter väterlicher Fürsorge für ihre stets leere Kasse die eigenen Landeskinder verkauften. Das fürstliche Patriarchentum, von Luther so edel gedacht, wurde zur Lüge in der Wirklichkeit, und die Kirchen waren infolge ihrer finanziellen Abhängigkeit vom Fürstenhaus, aber auch ihrer geistigen Einstellung nach nicht in der Lage, mit dem nötigen Nachdruck dagegen zu protestieren. Aus finanziellen und Anschauungsgründen stand das lutherische Christentum stets auf Seite des Monarchentums und stemmte sich mit seinem ganzen Einfluß gegen das Emporwachsen des Volkes, das, bewußt und intelligent geworden, die fürstliche Bevormundung satt hatte und zum mindesten Kontrolle der Regierungsgewalt erstrebte. So wurden Kirche und Theologenwelt die Stütze des Thrones, ein Werkzeug des Monarchentums zur Selbsterhaltung und ein Hort all der Bevölkerungsschichten, welche an dem Bestand des Monarchentums Interesse hatten; sie wurde die in Kirchenzucht und Gottesdienst ausübende geistliche Polizei. Nicht als ob man sie dazu hätte zwingen müssen — Herkunft, Tradition und Erziehung der Theologenwelt sorgte schon von selbst für die Einstellung des soziologischen Denkens, so daß unsere Kirchenleute heute begreiflicherweise höchst betroffen sind, wenn man ihnen vorwirft, sie hätten einseitig *einer* Staatsform und bestimmten bevorzugten Volksklassen gedient. Sie merkten es ja selber nicht; denn die einseitige Auslegung gewisser Bibelstellen und der Geschichte war ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihnen jede andere Sozialgestaltung als Wahnsinn, zum mindesten als unbiblisch und unchristlich erscheinen mußte. Während bei Luther die monarchische Obrigkeit noch ein not-

wendiges Uebel war, das er gelegentlich in scharfe Kur nahm, wurde sie im alten und modernen Luthertum (ich meine damit im wesentlichen alle deutschen, evangelischen Landeskirchen) mit Glanz und Glorie umgeben und in patriarchalisch-romantischen Schimmer getaucht, welcher nur bei theatralischer Aufmachung von Fürstenbesuchen der Wirklichkeit entsprach, der gar nicht mehr vorhanden sein konnte, da Menschen und Verhältnisse seit Luther sich gründlich geändert hatten.

Das Luthertum war politisch bejahend konservativ, solange wir Monarchen hatten, und trauert heute dem entschwundenen christlichen Fürstentum nach. Es war nicht konservativ im Sinne des mittelalterlichen Christentums, für dessen politisch unentwickelte Zeit das Fürstentum vielleicht die einzige vernünftige Gegebenheit war, wobei es sich aber in genügendem Abstand von ihm zu halten wußte, sondern es war auch dann noch kritiklos monarchistisch, als sich das Monarchentum im Volksbewußtsein bereits überlebt hatte und in seinen eigenen Vertretern stark degeneriert war. Der Patriarchalismus Luthers war hier fehl am Platze, ja er wurde zu einer Angelegenheit, welche den Spott der Einsichtigen herausfordern und damit das ganze Christentum lächerlich machen mußte.

Immerhin wäre diese Entgleisung des Luthertums, wodurch es den Zusammenhang sowohl mit dem Gang der tieferen Geschichte als auch mit dem Evangelium verlor, bei einiger Eindämmung des monarchischen Einflusses und der ihm dienstbaren Klassen erträglich gewesen. Unerträglich war das Verhalten des kirchlichen Luthertums in den Fragen wirtschaftlichen Lebens.

Auch hier wirkte ein Erbe von Luther verhängnisvoll, nämlich seine Scheidung zwischen Welt und Reich Gottes und die einseitige Verlegung des Schwerpunktes auf Ewigkeit und Innerlichkeit. Infolgedessen haben sich die lutherischen Theologen um wirtschaftliche Probleme so gut wie gar nicht gekümmert. Es gibt heute noch keine brauchbare protestantische

Wirtschaftsethik. Ihnen kam es ja nur auf die Pflege der Gesinnung des Innenmenschen an; Entscheidungen des öffentlichen Lebens waren ihnen Gewissenssache; eine geeignete Wirtschaftsordnung würde sich dabei von selbst finden. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes . . .“! Wir wissen: trotz Luthers Jenseitsrichtung und Innerlichkeit hat er die Probleme des Wirtschaftslebens seiner Zeit nicht nur gekannt, sondern sogar nach dem Urteil unserer Nationalökonomen Bedeutendes darüber zu sagen gewußt. Desto unbedeutender sind die Erzeugnisse des modernen Luthertums auf diesem Gebiet, wenn es sich überhaupt Gedanken darüber gemacht hat. Wenn Luthers wirtschaftliche Anschauungen für seine Zeit „reaktionär“ waren, d. h. wenn er zähe an der mittelalterlich-kirchlichen Wirtschaftsbeurteilung festhielt, so war er vom Standpunkt des Evangeliums aus dazu im Recht; denn die damaligen Verhältnisse kamen den christlichen Forderungen in gewisser Hinsicht entgegen. Freilich nur in *gewisser* Hinsicht; denn es herrschte auch damals größtes Elend unter der Decke der Genügsamkeit. Immerhin aber war das damalige Elend ein Kinderspiel gegen die Not der modernen großen Industriestädte, wie sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Deutschland entwickelten. Die Vervollkommnung der Technik und Industrie, die ungeheure Bevölkerungszunahme steigerte den Kampf ums Dasein. Die moderne Handels- und Geldwirtschaft ermöglichte plötzlichen Reichtum, freilich auch plötzliche Armut. Das weckte und nährte die wilden Instinkte der Habgier. Es handelte sich beim Wirtschaftskampf nicht immer um das nackte Dasein oder auch nur um ein gesichertes, behagliches Auskommen, sondern um eine Offenbarung des Fluches, der im Gelderwerb steckt und unersättlich weiter zu erwerben trachtet um des Geldes, um der Freude des Anhäufens willen. Die Wirtschaftsform weckte den maßlosesten Trieb nach Vermehrung, der auch unter tierhafter Rücksichtslosigkeit gegen persönlich-seelischen Menschenwert befriedigt wurde. Es entstand, mit einem Wort

gesagt, das, was man Kapitalismus zu nennen pflegt. Die Masse der Enterbten, hoffnungslos mit dem Leben Ringenden, wurde bis herauf in Mittelstand und höheres Beamtentum immer größer. Während da verschämtes Elend herrschte, wo nicht durch eine Geldheirat dem mageren Gehalt nachgeholfen werden konnte, und da offenes Elend, wo der Handarbeiter mit Erwerbslosigkeit, Krankheit oder großer Kinderzahl zu kämpfen hatte, offenbarte sich als grauenhaftes Ergebnis des Kapitalismus der Umstand, daß es für die wenigsten allein durch ihre, auch noch so gesteigerte Arbeit möglich war und möglich ist, ein gesichertes, menschenwürdiges Dasein bis zum Tode zu haben, wenn nicht Gewinn aus kapitalistischen Erwerbsformen hinzukam.

Angesichts dieser Verhältnisse fuhren die Kirchen fort, mit lutherischen Sozialanschauungen die Welt erhalten zu wollen. Sie waren mit Ausnahme kleiner pietistisch-kulturfeindlicher Kreise optimistisch konservativ; der „kulturfreudige" Protestantismus feierte seine Auferstehung; an Luther wurden die kulturbejahenden Gedanken hervorgeholt und so umgedeutet, daß man sie nicht mehr kannte. Das moderne Luthertum pries die kapitalistische Entwicklung als „gottgewollt", sah aber die abscheulichen, grauenhaften, dem Christentum hohnsprechenden Begleiterscheinungen nicht. Als Wichern das Gewissen der Kirche in großzügiger Weise wecken wollte, begegnete er viel lutherischer Feindseligkeit und Ablehnung. Und heute ist das Werk, das er begründete: die Innere Mission, wieder eingedämmt in die engen Wege eines sozial beschränkten, einseitigen, konservativen Luthertums, das beileibe nicht die unordentlichen Ordnungen der heutigen Welt, die sie für Gottesordnungen hält, in ihren Grundlagen anzugreifen wagt. Während das alte Luthertum pessimistisch-konservativ war, wurde das moderne Luthertum, wohlgestützt von Monarchismus und Kapitalismus, auf einmal optimistisch konservativ, weltfreudig, diesseitig — sehr zur unrechten Zeit.

Gewiß bemerkte es auch die übeln Begleiterscheinungen der modernen Welt, wenn auch nicht in ganzer Größe und Schwere. Da aber holte es plötzlich seinen lutherischen Weltpessimismus hervor und meinte: die Welt sei nie vollkommen gewesen und werde es nie sein. Da ließe sich nichts ändern. Es wurde quietistisch und vertröstete auf das Jenseits. Im übrigen sei die Welt sündhaft und verdiene das Elend. Ob freilich das Elend die Schuldigen trifft, danach frug man nicht, darum handelte es sich auch nicht. Der Christ müsse eben sein Kreuz tragen: ein Trost, den als Zertretener, auf der Schattenseite der Welt geborener Mensch zu empfinden, schon sehr viel Frömmigkeit gehört.

So wurde das moderne Luthertum in seiner Welt- und Sozialbeurteilung, die einmal bejahend konservativ, das andre Mal ablehnend konservativ, einmal weltfreudig, das andre Mal weltverneinend orientiert ist, innerlich haltlos und schwankend; es verlor den sicheren Zielpunkt des Evangeliums und damit aber auch die Achtung der ihrem Autoritätsbereich entwachsenen Menschheit.

Im Grunde war es ja zu solch schwankender Beurteilung gezwungen; denn seine Mittel, die sozialen Schäden der Zeit zu heilen, waren völlig wirkungslos geworden. Da es nach wie vor an der autoritären Sozialgestaltung der Ungleichheit, der Ueber- und Unterordnung, der Herrschenden und Gehorchenden festhielt und nicht verhüten konnte, daß diese Sozialgestaltung konservativ wirkte auch bei Erhaltung des Verhältnisses von Ausbeutern und Ausgebeuteten, mußte es die in sozialistischen Gewerkschaften sich bildenden Selbsthilfeorganisationen ablehnen als Sünde wider die geheiligte Ordnung; überhaupt jede Neugestaltung der, wenn auch noch so verkehrten, Gesellschaftsordnung ablehnen, ja mit seiner ganzen kirchlichen Autorität bekämpfen, was es auch reichlich getan hat. Der christliche Patriarchalismus versagte völlig, denn die Gier nach Geld untergrub seine ethische, allein wirksame Kraft; aber

selbst bei gutem Willen war er infolge des entpersönlichenden Massenbetriebs unmöglich geworden. Die Angehörigen eines Betriebs (wie auch die Volksgenossen innerhalb der Riesenstaaten) sind sich persönlich fremd, und damit ist die Grundvoraussetzung des Patriarchalismus: das persönliche Interesse und die persönliche Fühlungnahme gefallen. Abgesehen davon hält der durch Schulbildung und Intelligenz selbständig gewordene Mensch zuviel auf seine persönliche Würde, als daß er sein Wohlergehen von dem väterlichen Wohlwollen seines zufälligen Arbeitgebers abhängig machte. Die gegenseitigen Bindungen sind nicht mehr die persönlicher Natur: der Treue und des Vertrauens, wenn sie auch bei jeder Sozialordnung mitschwingen sollen: sondern die unpersönliche Natur: der rechtlich bindenden Uebereinkunft und des Vertrages. Man mag es beklagen, daß im Wirtschaftsleben der modernen Welt für persönlich-seelische Güter nur ein schmaler Raum bleibt — es ist in der Tat damit dem Zusammenleben der Menschen ein schöner Zauber genommen — aber der Patriarchalismus ist nur mehr eine gewaltsam behauptete Lüge; denn die Tatsache ist stärker, daß die Bevölkerungsmasse und die Psychologie des modernen Menschen dem Patriarchalismus völlig den Boden entzogen haben.

Völlig machtlos, die zerfahrenen Verhältnisse des gesellschaftlichen Elends zu mildern, ist infolgedessen auch das andere Mittel des Luthertums zur sozialen Heilung: die Liebestätigkeit. Auch in der organisierten Form der Vereine bedeutet sie nur ein Pflästerchen auf einen aussätzigen Körper. Ihre Opfer verdienen gewiß rückhaltlose Anerkennung und sie ist besser als gar nichts, aber sie ist unzulänglich. Das hat seinen Grund in der Massenhaftigkeit des Elends, der die gewaltigste Organisation nicht Herr wird; ferner auch in der Charakteranlage des modernen Menschen, der kein Almosen will. Und wo er so niedrig ist, es zu wollen, wird er durch die Liebestätigkeit würdelos und arbeitsscheu. Und endlich

läßt jede, auch die feinste Art von Almosen einen gewissen Hochmut des Schenkens zurück, der den Geber seelisch verdirbt. Es räumt ihm ein moralisches Recht über den Empfänger ein, das ihm in Wirklichkeit gar nicht zukommt. Auch der hingebendste Idealist fühlt die praktischen Unzulänglichkeiten und sittlichen Mängel der Liebestätigkeit. Schon der ewige Bettel und die Demütigung vor Leuten, welche ihr Geld nicht allein ihrem Fleiße, sondern ihrer Skrupellosigkeit in der Ausbeutung bestenfalls dem „Glück" verdanken! Geistliche, Anstalts- und Vereinsleiter wissen davon ein Lied zu singen. Wie oft wird durch die Schenkung von ein paar hundert Mark vor sich selbst die moralische Rechtfertigung seiner Machenschaften erworben! Das Beste an der Liebestätigkeit ist die persönlich warme, hingebende Tat, aber der Eingeweihte weiß, wie auch sie durch menschliche Schwächen entstellt und dadurch selten ist. Darum will die heutige Menschheit nicht Barmherzigkeit, sondern Gerechtigkeit; das will sie in ihren edelsten Gliedern — andere kommen für eine Sozialgestaltung nicht in Frage.

Ebenso gründlich wie die Wirtschafts- und Bevölkerungslage hatte sich seit Luther das Verhältnis der Völker untereinander geändert. Große Völkerstaaten hatten sich gebildet, die nicht allein zusammengehalten werden von militärischer Macht, sondern durch das ideelle Moment der Vaterlandsliebe, durch das Nationalgefühl. Im großen und ganzen stellt jeder Großstaat eine Rassengemeinschaft mit besonderem Charakter und besonderer Geistesart dar, sowohl in den Volksgenossen wie in der Landschaft. Und man verstand es, das ursprüngliche Gefühl der Volks- und Heimatliebe zu übertragen auf das Staatsganze, in dem man wohnte, das wieder repräsentiert wurde durch das angestammte Herrscherhaus. So lief der offizielle Patriotismus auf eine in Erziehung und Schule gepflegte Verherrlichung der Person des Monarchen hinaus, wobei allerdings das völkische Empfinden, aber auch die Pflege des Gegensatzes zu andern Nationen nicht zu kurz kam. So wurde das

an sich große und edle Vaterlandsgefühl den niedrigen Instinkten des Hasses und der innersten Ausbreitungsgier dienstbar gemacht; denn wie im natürlichen Menschen, so steckt auch in jedem Volk der Trieb, nicht allein sich zu behaupten, sondern an Einfluß zu gewinnen. Jedes Volk hält sich in egoistischer Verblendung für das tüchtigste und sieht sich würdig der Weltherrschaft, die in schimmernder Ferne lockt. Nicht etwa, daß man diesen Instinkt im Volke auf das richtige Maß zurückzudämmen bestrebt wäre, man schürt und steigert ihn vielmehr, verklärt das Wesen des Soldatentums und des Krieges und preist unter Verschleierung der Greuel des blutigen Kampfes den Tod auf dem Schlachtfeld als den schönsten Tod. Die Beteuerung der Friedensliebe spielt demgegenüber keine Rolle. Kurz es ist das entstanden, was man mit einem Schlagwort Imperialismus zu nennen pflegt, der mit der Volks- und Heimatliebe nichts mehr zu tun hat. So sehr die Ausdehnungsgier eine wahnsinnige Verblendung der Völkerpsychologie bedeutet, sind es wieder durchaus ethische Momente, durch welche die Niedrigkeit des Instinkts bemäntelt wird: nämlich das Opfer für das Volksganze, die Hingabe für das eigene Vaterland. Nur daß dies Opfer auch in seiner edelsten Bedeutung einem im Vergleich zum christlichen Ziel engen und niedrigen Zweck gilt, das sich dann vermeiden ließe, wenn die Menschheit sich vom Wahn des Imperialismus befreite.

Während Luther solch unersättliches Expansionsstreben eines Staates, derartige Volkserziehung zum überspannten Patriotismus und derartige Verherrlichung des Militärwesens und des Krieges unbedingt verworfen hätte — schon zu seiner Zeit galten ihm Krieg und Soldatentum nicht mehr denn als notwendige Uebel — hat das moderne Luthertum nicht nur nicht dagegen protestiert, sondern diese Entwicklung begrüßt, ja mit kirchlichen Mitteln unterstützt. Es nahm in staatlich-vaterländischen Fragen einen völlig kritiklosen konservativ-bejahenden Standpunkt ein, indem es nicht in der Lage war, unter der

Suggestion der von ihm verehrten feudal-hochbürgerlichen Klassen zwischen eigentlicher, sittlich hochstehender Vaterlandsliebe und zwischen Imperialismus zu unterscheiden. Es machte den verhängnisvollen Völkerirrtum mit, vor dem es sein Christentum bewahren sollte: nämlich den bösen Willen des Imperialismus stets nur bei fremden Völkern, die sittlich hochwertige Vaterlandsliebe nur beim eigenen Volke zu sehen. Damit half es die Atmosphäre des Mißtrauens zwischen den Nationen verdichten, statt sie zu zerstreuen; damit unterstützte es das nationale Pharisäertum, statt es zu zerstören. Wenn es auch ein gewisses Recht hatte, die Nation, in die man hineingeboren wurde, als Gottesordnung zu achten, mit welcher der einzelne steht und fällt, so war das Luthertum doch vom Standpunkt Luthers aus völlig im Unrecht, wenn es die Gewaltverherrlichung Luthers gegen die Bosheit der Welt auf das internationale Völkerleben übertrug. Luthers Gewaltpredigt galt der richterlich strafenden Tätigkeit zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutz der Frommen, das moderne Luthertum dehnte es auf ein Gebiet aus, das Luther mit größter Vorsicht und Zurückhaltung behandelte: auf den Krieg. Es vollzog sich hier ein Irrtum, der im Sinne Luthers und des Christentums zu handeln glaubte, wenn er das eigene Volk nicht nur als Gottesordnung, sondern noch weiter als das von Gott auserwählte Volk im Gegensatz zu andern Völkern betrachtete. Und so glitt die lutherische Predigt hinüber auf das Alte Testament; sie wurde jüdisch, während sie christlich zu sein glaubte, was jedoch vom Rassenstandpunkt aus heute den Antisemitismus mitzumachen nicht hindert. Und so tut das moderne Luthertum das Seine, die im Nationalismus sich offenbarenden völkischen Raub- und Raufinstinkte mit dem für die Masse notwendigen ideologisch-religiösen Ueberbau zu versehen und ihnen zu dienen, sie auch für fromme Christen nicht nur möglich zu machen, sondern als eine sittliche Tat hinzustellen.

So hat das moderne Luthertum einerseits das Grundschema

und die Hilfsmittel festgehalten, mit denen Luther dem sozialen Leben gerecht zu werden und es zu gestalten versucht hatte — Mittel, die er wahrscheinlich selbst unter den heutigen veränderten Verhältnissen verworfen hätte, andrerseits wurden sie allmählich derart vergröbert, daß sie das Wesen der Sozialgestaltung völlig herumdrehten und es sich nicht mehr um die Verchristlichung des Weltlebens, sondern um die Verweltlichung des Christenlebens handelte. Am ausgiebigsten mußte dabei Luthers Dualismus zwischen Welt und Gottesreich herhalten; die beiden Sphären wurden noch schroffer getrennt als es bei Luther schon der Fall war. Man nützte die Möglichkeiten der Doppelmoral bis aufs äußerste und schroffste aus. Man predigte die Eigengesetzlichkeit jeder der beiden Welten, hielt einen Uebergriff einer in die andere für schädlich und unreinlich und kam auf diese Weise zu einer riesigen Konzession an die menschlich-tierischen Instinkte, ja zu einer Heiligung derselben, zu einer, wenn auch ungewollten Bevorzugung und Unterstützung der politisch oder wirtschaftlich herrschenden Klasse, die ja durch Gottes Ordnung an ihrer prominenten Stelle standen, zu einer einseitigen sittlichen Kritik nur des Volkes, während Luther alle kritisiert hatte, und damit zu dem, was man dem Christentum überhaupt mit Unrecht in weiten Volkskreisen vorwirft: zu einer unehrlichen Klassenreligion, die mit dem ursprünglichen Christentum nichts mehr zu tun hat.

Der Vorwurf schien um so mehr berechtigt, als das kirchliche Luthertum unverhohlen eine der dualistischen Weltanschauung entsprechende doppelte Moral predigt, wonach der Christ als Weltmensch den Gesetzen der Welt, als Gottesmensch den Gesetzen des Reiches Gottes zu folgen hat, welch letzteres aber nur den Bereich des Privat-, nicht des Soziallebens umfaßt. Diese Predigt war an sich ehrlich gemeint, durch ihre Auswirkung aber verdarb sie der Kirche im Bewußtsein des Volkes völlig den Kredit.

Das moderne Luthertum bedeutet so in seiner Sozialgestaltung

eine Entartung der Sozialgestaltung Luthers. Man kann ruhig sagen: es stellt das Mittel dar, vom Welt- und Sozialleben völlig den Einfluß des Christentums fernzuhalten und als Christ gelten zu können. Wir hatten ja einen christlichen Staat, eine christliche Monarchie, eine christliche Gesellschaft mit dem Merkmal, daß das Christentum gerade in den wichtigsten Fragen des Staates, der Monarchie und der Gesellschaft nicht mitzureden hatte. Mancher legte dann auf den Mantel des Christentums keinen Wert mehr; er war einseitiger moderner Lutheraner dergestalt, daß er nur die Weltlehren des modernen Luthertums mitmachte und siehe: welch seltsame Metamorphose! Er entpuppte sich als moderner Gewalt- und Herrenmensch im Sinne des Darwinismus oder der Philosophie Nietzsches. Ein Zeichen, wie verwandt das Luthertum dem modernen Geiste war — aber leider dem dem Evangelium fremden Geiste.

Als der Weltkrieg kam, lernte man ihn mit Recht als eine Ausgeburt dieses „modernen", d. h. materialistisch und selbstherrlich orientierten Geistes betrachten oder wie man einfacher in Schlagworten zu sagen pflegt: als Ausgeburt des Kapitalismus und Imperialismus. Für Einsichtige liegt die Kriegsschuld nicht an einzelnen Personen, auch nicht an einzelnen Völkern, sondern an einer Weltgesinnung, welche alle leitenden Persönlichkeiten, alle Völker wie eine Krankheit ergriffen hatte. Er mit seinen Folgen ist die höchste Offenbarung dieser Weltgesinnung, der höchste und greifbarste Ausdruck des diesseitigen modernen Weltgefühls. Als solcher war er gleichzeitig, von der Kirche aus gesehen, die höchste Offenbarung des modernen Luthertums, das diesem Geiste nicht nur Vorschub leistete, sondern sich sogar so innig mit ihm verschmolzen hatte, daß vielen Geistlichen und Kirchenfürsten das Christentum ohne diese kapitalistisch imperialistische Weltgestaltung undenkbar ist.

Der höchsten Offenbarung dieses Geistes folgte sein Zu-

sammenbruch in der Revolution 1918 und im Frieden von Versailles 1919. In die überwiegende Masse des Volkes drang instinktiv die Erkenntnis dessen, wohin der Aufbau der Sozialordnung auf tierisch-menschlichen Trieben führt. Zwar leben diese Triebe in Wirtschafts- und Völkerleben, in Schiebertum und Ententepolitik ungebrochen weiter — man empfindet das schmerzlich, aber bis zu einem gewissen Grade natürlich —; als unnatürlich aber empfand man, nachdem im Weltkrieg die Augen geöffnet wurden, die Verschmelzung von Christentum und Weltmoral, wie sie das moderne Luthertum und damit die evangelischen Kirchen in überwältigender Wucht vertraten. Was dort dem Volksbewußtsein vielleicht selbstverständlich war, erschien ihm hier unverzeihlich. Ohne daß man die tieferen Motive der lutherischen Sozialgestaltung kennt, wird sie als Verrat am Evangelium verurteilt: das einseitige Ewigkeitsideal, die schroffe Trennung von Welt und Gottesreich und die aus ihr folgende Doppelmoral. Das Luther selbst untreue Luthertum war schon vor dem Kriege moralisch haltlos geworden, durch die Weltkatastrophe wurde ihr Zusammenbruch zur greifbaren Tatsache.

Und die gegen diese Tatsache noch blinden Kirchen müssen alles tun, sich für eine neue religiöse Sozialgestaltung einzusetzen, damit sie dem Volk und der Geschichte nicht noch fremder werden und ihre Mauern schließlich nach Abstoßung andersdenkender Volksschichten einen Kirchhoffrieden umhegen.

Die neue Sozialgestaltung.

Jede Art konservativ-christlicher Sozialgestaltung hat gegenüber dem Problem der modernen Zeit versagt: sowohl die pietistisch ablehnend konservative, welche, die Welt überhaupt verneinend, sich auf den Bereich des Innenlebens beschränkt; als auch die liberal optimistisch konservative, welche die moderne Weltentwicklung bejahte und religiös verklärte. Beide Kinder Luthers, indem die eine sich auf seine weltpessimistischen

Aeußerungen berief, die andere bei seinem Lobpreis der Weltordnungen von Familie und Obrigkeit anknüpften. Ob weltverneinend oder weltbejahend: in beiden Fällen war die Sozialgestaltung des Luthertums unzulänglich [1]). Eine neue christliche Sozialgestaltung, welche sowohl den Bedürfnissen des Ortes entspricht, an welchem die Geschichte steht, als auch der Größe und Reinheit des Evangeliums, kann in ihren Haupttendenzen nur aufgespürt werden, wenn wir auf der einen Seite die hauptsächliche Weltgegenwartsströmung, das „Wesen" der Welt, auf der andern Seite die Forderungen Jesu Christi, das „Wesen" des Evangeliums, in seinem wichtigsten Kerne bloßlegen.

1. Die Motive der modernen Weltmoral.

Die innersten Triebe der Weltmoral sind von Natur tierisch egoistischer Art. Wie das Tier getrieben wird vom Drang der Selbsterhaltung und Fortpflanzung und mit aller Rücksichtslosigkeit diesem Triebe folgt, so ist auch der Mensch in erster Linie von den Instinkten des Hungers und der Liebe erfüllt; sie leiten sein Handeln, sie sind die oft tief verborgenen Motive seiner Entschlüsse. Auf den Urstufen sind diese natürlichen Instinkte mehr oder weniger unverschleiert; mit dem Wachs-

---

1) Ich rede hier nur von den deutsch-lutherischen Erfahrungen. Ganz dasselbe gilt von der vom Calvinismus herkommenden Religiosität der Demokratien des Westens. Auch ihre Sozialanschauung, welche die kapitalistischen und imperialistischen Tendenzen der Zeit in sich aufgenommen hat, ist im Weltkrieg und erst recht im Weltfrieden zusammengebrochen. Die Erkenntnis dieser Tatsache dürfte ihnen als Siegerstaaten im wesentlichen noch verborgen sein, um so heller sehen wir, die wir unter ihrer kapitalistisch-imperialistischen Diktatur zu leiden haben. In gleicher Verdammnis ist ferner für die moderne Welt die Sozialgestaltung des Katholizismus. Sie hält mit aller Gewalt am mittelalterlichen Sozialsystem des Thomas v. Aquino fest, dehnt es und pflastert an ihm herum, damit es zur modernen Welt passe: ein Flickwerk, das in der Weltkrise ebenso versagt hat wie Calvinismus und Luthertum und das nicht imstande sein wird, die Welt von ihren Wunden zu heilen.

tum der Kultur und Intelligenz aber lernen sie sich zu bemänteln und mit einem ideologischen Ueberbau zu versehen, so daß sie nicht mehr in ihrer krassen Nacktheit hervortreten und der Mensch, sich selbst belügend, meint eine Handlung voll ethischen Gehaltes zu erfüllen, während er nur dem Grundtrieb der Daseinserhaltung folgt. Trotz ihrer Uebertreibungen wird die materialistische Geschichtsbetrachtung so lange recht behalten, bis das menschliche Leben in seiner Gesamtheit, äußerlich und innerlich, persönlich und öffentlich auf ganz neue Grundlagen gestellt sein wird. Es sind im wesentlichen wirtschaftliche, nicht geistesgeschichtliche Motive, welche bis heute in der natürlichen Geschichte entscheiden. Es kommen hinzu die Triebe der Eigenliebe, des Ehrgeizes bei Personen, wie ganzen Völkern; die Triebe des Auslebens der Gewalt- und Herrschaftsinstinkte, die Triebe der darin wurzelnden persönlichen und nationalen Ehre, welche vom materiellen schon hinüberlenken auf das geistig-moralische Gebiet, aber doch materiellen Instinkten entwachsen sind und ihnen dienstbar bleiben. Sie gehören ganz und gar auf die Seite des Diesseits. Selbst ideale Gesichtspunkte dienen im politischen und wirtschaftlichen Leben schließlich nur der mehr oder weniger bemäntelten Habgier und Herrschsucht. Dieser Vorgang ist im großen ein Spiegelbild des persönlichen Einzellebens, wo so gut wie alle Handlungen beim natürlichen Menschen diktiert werden von den selbstsüchtigen Erwägungen der materiellen Steigerung der Existenz. Wer sich ernstlich bis auf den Grund prüft, wird an sich selbst erkennen, daß ethische und ideale Gründe für das Handeln erst nachträglich zur Verschleierung der krassen Nacktheit einer selbstsüchtigen Handlung eingeführt, oft an den Haaren herbeigezogen werden. Solche Vorgänge trüben das Urteil über sich selbst und seine eigene moralische Güte; so daß meist erst Andere in der Lage sind, den ethischen Schleier zu zerreißen, den wir selbst mit aller Gewalt festzuhalten bestrebt und für dessen Lüftung wir den Anderen böse

sind. Man ist durchaus im Recht, sich auf eine ethisch-pessimistische Beurteilung von Mensch und Menschheit einzustellen; denn es sind die tierhaft niedrigen, selbstsüchtigen Triebe, welche sowohl das persönliche wie das Menschheitsleben beherrschen und entscheidend beeinflussen: der materielle Profit und die Leidenschaft Andere zu beherrschen, kurzum: sein eigenes Wesen im Verhältnis zu dem der übrigen Mitlebenden emporzuheben. So gleitet das Motiv des Weltlebens von der Notwendigkeit des Daseinskampfes hinüber zur materiellen und geistigen Eifersucht.

Denn mit zunehmender Naturbeherrschung werden die notwendigen, menschenwürdigen Selbsterhaltungsmittel mehr und mehr sichergestellt. Die vollkommenere Ausbeutung der Naturschätze, die Verarbeitung derselben durch die Industrie zu Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnungs- und Verkehrsmitteln befriedigt das Existenzbedürfnis sogar über das notwendige Maß. Man sollte denken, daß der Mensch durch die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse zum materiellen Frieden käme, indem die Selbsterhaltungsinstinkte zum Schweigen gebracht würden; aber seltsamerweise ist dem nicht so. Mit der Befriedigung der Lebensbedürfnisse steigt das Begehren. Die Sättigung wird zum Genuß, die Wohnung zum Komfort, die Kleidung zur Eleganz. Aesthetische Geschmacksbedürfnisse wollen befriedigt sein, die sich bis zur Tollheit und Perversität steigern — wir leben zu einem großen Teil in einem ästhetischen Zeitalter. Tausend vorher nie gekannte Bedürfnisse melden sich; ja sie werden von der Erwerbsgier künstlich erzeugt, damit andere Industrien überflügelt und die eigenen Erzeugnisse gekauft werden. Die Produktion spekuliert auf die Veränderlichkeit des menschlichen Geschmacks, ja züchtet ihn künstlich. Und die Kunst des Erwerbs besteht nicht in erster Linie darin, wirkliche vorhandene Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen, sondern aus der instinktiven Kenntnis des Menschen heraus die Keime irgend möglicher Bedürfnisse zu

entwickeln. Erfahrungsgemäß sind diejenigen Industrien am rentabelsten, welche sich der Erzeugung möglichst niedriger und durchschnittlicher Bedürfnisse und deren Befriedigung widmen. Siehe Filmindustrie! Die Nerven werden durch jede Art irdischen Besitzes und Genusses verwöhnt und abgestumpft, so daß sie stets nach neuem, stärkerem Reiz verlangen. Es offenbart sich eine im Menschen schlummernde Unersättlichkeit des Begehrens und Genießens. Das ist ein Fluch, der stets das Irdische begleitet, die Seele nie zur Ruhe kommen läßt, sie eifersüchtig in den Klauen des Körperlich-Aeußerlichen festhält, sie sich nie ihren eigenen Bedürfnissen und Aufgaben widmen läßt.

Dieser Fluch ist das Merkmal unserer technisch gewiß sehr hochstehenden Kultur. Aber ihrem technischen Höchststand entspricht ein moralischer Tiefstand, indem die egoistisch genußsüchtigen, nimmersatten Instinkte ihr Wesen und ihre Aeußerungsformen beherrschen. Die Welt ist technisch fortgeschritten, moralisch aber stehen geblieben. Der Geist ist dem Zauber der Materie erlegen, er hat nicht die Kraft gehabt, der grandiosen Versuchung: „Sieh all das ist dein, wenn du niederfällst und mich anbetest“ zu widerstehen. Die riesigen Leistungen des Menschengeistes schufen daher kein Quentchen mehr Glück auf der Welt, da die Steigerung der geistig moralischen Fähigkeiten des Menschen mit den technischen nicht gleichen Schritt hielt. Man fiel zu allem Ueberfluß auch theoretisch dem Geist der Materie zum Opfer, indem man sie den alleinigen Zweck des Daseins nannte und dieses von geistigen und moralischen Zwecken entleerte. Man predigte den rücksichtslosen Daseinskampf, man umgab ihn mit dem Schimmer des moralischen Rechtes — woran auch das Luthertum mit seiner Doppelmoral redlich mithalf — man verlachte diejenigen als weltfremde Schwärmer, welche mit dieser naturalistischen angeblich allein wahren Weltanschauung nicht durch dick und dünn gingen. In Wirklichkeit aber ist diese Lehre: daß der

Daseinskampf unser Leben beherrschte, für die heutige Zeit eine Täuschung. Denn diejenigen Massen, welche nur um ihr nacktes Dasein kämpfen, sind verhältnismäßig schwach und werden so im Zaum gehalten, daß sie zunächst völlig einflußlos auf jede Weltgestaltung sind — nein: das Weltantlitz erhält sein Gepräge von den Mächtigen und Begüterten der Welt. Und wo gekämpft wird auf Börsen, in Warenhäusern, auf Büros, in Werkstätten und Fabriken, da kämpft man um mehr als das nackte Dasein, man kämpft um eine auf einer gewissen Kulturstufe stehende Lebenshaltung, man kämpft um die Steigerung und Hebung seiner Existenz, um mehr Geld, mehr Ehre, mehr Herrschaft; man kämpft um die Befriedigung seiner Genußbedürfnisse auch in Nikotin und Alkohol. Auch die letzten Kriege sind nicht Erzeugnisse des Völkerdaseinskampfes, sondern entspringen dem Bestreben der Nationen, sich auszubreiten, an politischer und wirtschaftlicher Kraft zu gewinnen oder auf der andern Seite, sich auf der einmal errungenen Kulturstufe zu erhalten. Ueberall geht es nach dem Grundsatz: Stillstand ist Rückschritt. Völker und Menschen wollen vorwärts in der Naturbeherrschung und Lebenshaltung. An sich wäre das kein Unglück, wenn sie die Welt gemeinsam und gleichmäßig vorwärtsschöben; aber jeder einzelne Mensch und jedes einzelne Volk will über das andere hinaus. Und schließlich entscheidend ist die Gewalt und Skrupellosigkeit, womit man sich der Kulturerrungenschaften Anderer bemächtigt und sie in seinen Dienst zwingt. Das verursacht ein häßliches Chaos, eine Lebensgestaltung, welche sich nur in ihrer ungeheuren Form und im grandiosen Ausmaß, nicht aber in den Motiven von der des Tieres unterscheidet. Das ist der nur mühsam im einzelnen eingedämmte, aber an besonderen Stellen nur um so leidenschaftlicher und verheerender hervorbrechende Kampf aller gegen alle. Dem entsprechen auch die Grundsätze der Weltmoral, innerhalb welcher die Kampfestugenden, seien sie persönlicher oder nationaler Natur, die Tugenden

individuellen oder völkischen Herrentums Pflege und höchste Verehrung erfahren.

Verhängnisvoll ist daher nicht der Trieb der Daseinssteigerung, sondern die Uferlosigkeit und Zersplitterung des Wollens, das keine Grenze kennt und die Menschheit in sich zerreißt. Verhängnisvoll ist die damit verbundene Ungleichmäßigkeit der Verteilung der errungenen Kulturgüter. Nicht — wie man erwarten sollte — daß das Elend mit der Steigerung von Technik und Industrie vermindert würde! Nein — es steigerte sich zu einem Massenelend, dem keine Liebestätigkeit, kein Almosen mehr steuern kann. Einzelne schöpfen den Rahm von der allgemeinen Produktion ab, Hunderttausende genießen die Errungenschaften der neuen Zeit in bescheidenerem Maße, aber Millionen leben unter dem Druck eines arbeitsbelasteten, kaum existenzmöglichen Daseins — um so schwerer zu tragen, als sie die Bevorzugten Tausende für Luxus und Genuß hinauswerfen sehen, welche ihnen die Last des Lebens erleichtern könnten. Zum Mangel gesellt sich der Groll der Entrechteten, der Neid der Besitzlosen. Grandiose Weltbeherrschung — riesenhafte Weltlast; blendendes Licht — unheimlicher Schatten! Aber auch die Bevorzugten sind nicht etwa zufrieden, sondern streben unersättlich nach mehr. Vielmehr nicht sie selbst streben, sondern das Kapital, der Genuß strebt und benützt den Menschen als sein Werkzeug.

Dabei hat eine ungeheure Weltangst sich des modernen Menschen bemächtigt. Da er nur diesseitige und materielle Lebenszwecke kennt, lebt er in der beständigen Furcht, um die Güter dieser Erde in seiner kurzen Lebenszeit betrogen zu werden. Es handelt sich dabei nicht um das nackte Dasein, sondern um mehr als das, um Schönheit und Genuß des Lebens, der ihm allein Zweck verleiht. Die ungeheure Zunahme der Bevölkerung steigert die Konkurrenz und vermindert die Möglichkeit, im Diesseits auf seine Rechnung zu kommen. Es ist merkwürdig, wie das Wachstum der Genußgier und die

Diesseitsorientierung mit der Bevölkerungszunahme gleichen Schritt hält. Die Diesseitsangst um die Diesseitsfreude macht rücksichtslos und selbstsüchtig; sie plagt auch solche, die reich mit den Gütern der Erde gesegnet, beim kleinsten Verlust sich totunglücklich geberden, da sie in ihm den Anfang des Endes inmitten eines schauderhaften, herzlosen Konkurrenzkampfes sehen.

Zügellose Uferlosigkeit des Strebens nach Besitz, Macht und Genuß; Zersplitterung der Völker- und Menschenkräfte im Egoismus; grenzenlose Unersättlichkeit aus Habgier und aus Angst: das etwa drückt das Wesen der modernen Zeit nach ihrer materiellen Seite aus. Dazu kommt die mit dem Egoismus zusammenhängende Zerteilung der Interessen, die Trübung des Urteils über andere, Neid, Gehässigkeit, schließlich die tierische, psychologisch nicht faßbare Grausamkeit: ein Hexenkessel wildester Leidenschaften, die sich alle um das Ich gruppieren. Das weckt stets aufs neue Kampf, Aufregung, Rücksichtslosigkeit, Unterdrückung und Ungerechtigkeit; das tötet den Frieden, der zur Entfaltung des seelischen eigentlichen Wesens des Menschen nötig ist. In selbstsüchtiger Unersättlichkeit glaubt die Menschheit sich selbst zu dienen, begeht aber in verblendetem Wahn Selbstmord an sich selbst und ihrer Kultur, indem sie sich durch Wirtschaftskämpfe und Kriege immer dasjenige wieder raubt, was sie sich durch Jahrzehnte mühsamster Arbeit erworben.

Christlich gesprochen führt dieser Weg — und es ist der bisherige Weg der Menschheitskultur — vom Reich Gottes ab und nicht zu ihm hin. Der Christ sollte nicht von „Fortschritt“ in der Weltentwicklung reden; denn diese bedeutet nur einen sehr einseitigen Fortschritt auf rein materiellem Gebiet, nicht gleichzeitig auf dem Gebiet des seelischen Lebens, welcher den Menschen erst fähig machen sollte, die aus der Naturbeherrschung entstehenden Güter zu ertragen, ohne sich in eine Hölle des Wahnsinns zu stürzen. Eine Folge dieser Gier sind

die Klassengegensätze und die Feindschaften der Völker untereinander, sind soviel Sinnlosigkeiten und Ungerechtigkeiten, an denen die Zeit krankt, ist die Verlogenheit des Beurteilungsmaßstabes, mit dem man die Menschen mißt: es ist der materielle Gesellschafts- oder Ausbeutungswert, nicht der innere Wert. Die Rettung aus dieser Not brächte allein die Selbstbeschränkung in der Gier nach Genuß, Ehre und Besitz; eine Grenzsetzung im Erwerb des Materiellen, eine Erlösung von der Angst um wirtschaftliche Vernichtung; eine Befreiung vom Fluch der Materie unter Anerkennung ihrer Wohltaten; ein Loslösen und sich Entwinden vom Dämon des Irdischen. Dazu gehört jedoch übermenschliche Kraft; denn es handelt sich darum, mit dem Wesen des Menschen innig verknüpfte, mächtige Instinkte zu brechen und sie doch zu benützen — mit dem Feuer hantieren und sich doch nicht verbrennen.

2. Die Motive der Moral des Evangeliums.

Eine solche Kraft hat von jeher das Christentum angepriesen, jedoch, wie wir gesehen haben, entweder so, daß es die gesamte Kulturentwicklung ablehnte und sich außerhalb derselben stellte — bei dem heutigen Bevölkerungsstand eine Unmöglichkeit — oder indem es dieselbe in ihren wertvollen Bestandteilen begrüßte, dabei aber die Schattenseiten übersah, ungewollt in den Diesseitsprozeß hineingezogen wurde und jede selbständige Kritik verlor. Um zu einer neuen christlichen Sozialgestaltung zu gelangen und zu verhüten, daß wir weiterhin im Nebel herumirrlichtelieren, ist es notwendig, auf die ursprünglichste christliche Moral zurückzugehen, wie sie Jesus selbst gepredigt hat. Diese finden wir, besonders was ihr Verhältnis zur Welt und ihrem Inhalt betrifft, in der Bergpredigt: eine Summe von ethischen Weisungen, die nicht bei Luther, der sich energisch an sie zu halten suchte, wohl aber im Luthertum gänzlich vernachlässigt wurden. Die Predigt der reinen

Lehre schien die Predigt vom reinen Tun: die Bergpredigt, überflüssig gemacht zu haben.

Was nun Luther und Luthertum doch auf das festeste mit der Bergpredigt verbindet, ist die unzweideutige Jenseitsorientierung. Die Bergpredigt ist die sittliche Konsequenz eines völlig im Ewigen und Ueberweltlichen wurzelnden Glaubens, und zwar nicht allein, indem das Ziel des Handelns ein Jenseitiges wäre, als vielmehr, indem das Motiv, die Kraftquelle, der Urgrund, jenseitig ist. Und wir werden sehen, daß das Verhängnis der Moral Luthers und des Luthertums in der Einseitigkeit besteht, daß das Ziel des Handelns ebenso schroff jenseitig verstanden wurde, wie es nur das Motiv des Handelns verdient.

Der Kern der Bergpredigt, von dem aus sich alles entfaltet und ohne den die einzelnen Vorschriften auseinanderfallen würden, steht in Mt. 5, 48: „Darum sollt ihr vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Dieses Wort redet von der unüberbietbaren moralischen Größe Gottes, die der Fromme mit innerem Auge schaut. Er weiß, wer und was Gott ist. Wie das Schauen und Wissen zustandekommt, ist eine Frage, welche uns hier nicht beschäftigt; wir betonen nur, daß die Gotteserkenntnis die Voraussetzung für das sittliche Handeln des Christen ist; bezüglich der Gotteserkenntnis selbst berufen wir uns nur auf die religionspsychologische Tatsache, nach welcher der Fromme nicht einen Begriff, wohl aber einen Eindruck von Gott hat, der aufgelöst zur verstandesmäßigen Bewußtheit getötet wird und bei dessen Verständlichmachung man sich stets der Unzulänglichkeit aller Begriffe bewußt sein muß. Mit annähernder Wahrheitsbestimmung, die nachgelebt sein muß, wird uns als Christen deshalb folgendes klar: Jesus und mit ihm jeder fromme Christ empfindet in Gott eine innere, seelische Größe, die über alle Größen ist; Kraft und Reichtum innerlich geistiger Natur. Gott ist überlegen über alles Menschlich-Irdische; unberührt

von ihm, nicht verknüpft mit ihm durch irgendwelches Interesse oder irgendwelche dem Menschlichen gleichende Leidenschaft, etwa der Eifersucht oder der Ehrsucht. Gott ist — ich möchte nicht sagen antimateriell, aber übermateriell. Daher Gottes Unabhängigkeit von menschlicher Gutheit und Bosheit; daher seine Geduld und Langmütigkeit, seine Gnade und Barmherzigkeit — er *muß* barmherzig sein, weil er groß ist —; daher seine leidenschaftslose Güte, welche auch über die Ungerechten regnen läßt. Mit den Begriffen „*ewige Größe*“ und „*grenzenlose Güte*“ ließe sich etwa dasjenige ausdrücken, was der Fromme an Gott schaut: das eine, das ihn von Gott trennt und Ehrfurcht von ihm heischt; das andere, das ihn mit Gott verbindet und zum Vertrauen ermuntert. Die Größe ist der Grund der Güte; die Güte ist die selbstverständliche Frucht der Größe. So erscheint uns Gott als Hintergrund dessen, was uns Jesus in der Bergpredigt gelehrt hat.

Wenn nun Jesus verlangt: ebenso soll der Mensch sein, so wäre diese Forderung Unsinn ohne den ganzen ewigen Hintergrund seiner Verkündigung, der erst das *Sollen* in ein *Können* verwandelt. So unsinnig es wäre, von einem Hungrigen schwere Arbeitsleistungen oder von einem armen Teufel die Bezahlung riesiger Summen zu verlangen, ebenso sinnlos wäre die Forderung: Ihr sollt vollkommen sein, ohne daß nicht vorher irgendwelche Kraft dazu vorhanden wäre, welche das Gebot nicht eigentlich als Gebot, sondern als eine natürliche Folge, als eine Selbstverständlichkeit an demjenigen feststellt, der Gott mit den Augen Jesu schaut. Und damit berühren wir das größte, mit menschlichen Mitteln nicht zu begründende Geheimnis des religiösen Daseins, welches als Tatsache nur empfunden oder abgelehnt werden kann: nämlich *daß die Versenkung in die Ewigkeit, in das Jenseits, in die Welt Gottes — und* ***nur*** *diese Versenkung — die zur christlichen Moral nötige Kraft verleiht*; besser gesagt: es besteht ein für den

Christen selbstverständlicher, natürlicher Lebenszusammenhang zwischen der Erfahrung Gottes und seinem Leben in der Welt. Seine Gotteinigkeit regelt von selbst mit — ich möchte sagen: seelengesetzlicher Notwendigkeit sein Verhalten zur Welt, ihren Menschen und ihren Gütern. Gerade diese seelengesetzliche Notwendigkeit hat Luther stets stark betont, indem er den Glauben vor die Werke setzte und die sittlichen Weisungen der Bergpredigt als Früchte des Glaubens verstand. Wenn das spätere Luthertum diese Erkenntnis verknöcherte dergestalt, daß der Glaube als rechte Lehre und das Werk als Gehorsam gegen Kirche und Obrigkeit verstanden wurde, so fanden sich hiefür wohl Ansätze bei Luther, war aber gar nicht in seinem Sinne. Die Wahrheit der Grunderkenntnis Luthers bestätigt sich jedem, der mit feinspürigen Sinnen die Bergpredigt nach ihren innersten Motiven durchforscht. Sie ist aus der Verbundenheit Jesu mit Gott erwachsen als eine natürliche Frucht, die bei jedem wieder wächst, der auf seinem Boden steht. Wir wollen, soweit es möglich ist, versuchen, den inneren Zusammenhang zwischen Gotteserfahrung und den Weisungen der Bergpredigt verständlich zu machen.

Der Mensch, welcher in Gott, aus Gott, in Verbindung mit Gott lebt — oder wie man das sonst nennen mag — fühlt dadurch eine Emporhebung seines ganzen Daseins. Durch den Anteil an Gott empfindet er sich selbst, sein eigentlich innerstes seelisches Wesen groß im Sinne Gottes. Er spürt, wie er hinausgehoben wird aus der Enge der Zeit, er schaut ihre tiefste Tiefe; er sieht das „Wesen“ der Dinge und lernt sie anders betrachten, anders bewerten. Er gewinnt eine Ueberlegenheit über Schicksal und Menschen, die ihn nun auch gütig macht im Sinne Gottes. Diese Güte versteht Andere in der Tiefe, sie erkennt ihre Menschlichkeit, sieht den Kern ihres Wesens und liebt sie mit einer Liebe, die unabhängig von jedem sinnlich-äußerlichen Reiz ist. Diese Güte ist geboren aus innerer Kraft und Größe und nicht aus leidensscheuer Schwäche und

sentimentaler Weichlichkeit. Kraft, Größe, Ueberlegenheit, gewonnen im Zusammenhang mit der Ewigkeit: das ist das Geheimnis, aber auch die einzige, innere Grundlage der Bergpredigt. Ohne sie ist die Bergpredigt weder sinnvoll zu begreifen, noch zu verwirklichen.

Es scheint vergessen und verschüttet, daß innere Sattheit in Gott, innere Genügsamkeit die christliche Tat sowohl nach ihrer Art als auch nach ihrer Möglichkeit hervorbringt. Aus der Sattheit und Genügsamkeit entspringt der innere Friede und jene Unabhängigkeit von der Welt und ihrem Inhalt, welche wiederum den Menschen von seiner Unersättlichkeit, Uferlosigkeit, Gehässigkeit und Friedlosigkeit zu erlösen imstande ist. Sie bricht die Gewalt der an sich für die Existenz der Welt notwendigen, aber in der Unbegrenztheit ihrer Auswirkung verderblichen natürlichen Instinkte. Sie erlöst die Kultur von dem ihr innewohnenden Widerspruch der Vervollkommnung und Selbstzerfleischung. Aus der innerlichen Ewigkeitsgröße folgt die Brüderlichkeit des Verstehens der Sünde und der Lage des Nächsten bis zur Feindesliebe, folgt die innere Loslösung von der Herrschaft des Irdischen über die Seele ohne Schätzesammeln und ohne Sorgen, folgt die Bändigung des sinnlichen Genusses in seinen vernünftigen Grenzen ohne ein Weib anzusehen und ihrer zu begehren; folgt die Ueberlegenheit, welche die irdischen Instinkte zum Besten des Weltganzen beherrscht, ohne sie zu zerbrechen. Dadurch ist die Bergpredigt das moralische Heilmittel für unsere vor Gier erstickenden Kultur, indem sie das im menschlichen Instinkt liegende Streben nach höherer irdischer Daseinsform benützt, aber in seiner Einzigartigkeit entwertet und durch die Ewigkeitsüberlegenheit die Befreiung aus den Sklavenketten des Irdischen bringt. Und wenn Jesus am Schluß der Bergpredigt sagt: „Wer diese meine Rede hört und tut sie, den vergleiche ich dem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baut“, so wird daraus sehr deutlich, daß Jesus die Bergpredigt nicht als einen geistlichen Luxus

betrachtet, den man nach Belieben ignorieren kann. Es muß irgendwie ein Weg zum Tun der Bergpredigt gefunden werden. Die Christenheit hat zwar immer diesen Weg gesucht: im Mönchtum, in schwärmerischen Sekten, in einzelnen Asketen, in Franziskus von Assissi und Tolstoi; die Kirchen aber haben diese Versuche stets mehr oder weniger abgelehnt, mindestens ignoriert und am allermeisten die lutherischen Kirchen, nicht Luther selbst. Danach scheinen sie nicht an Uebermaß von „klugen“ Leuten gelitten zu haben. Das kam auch daher, daß man die Bergpredigt immer zu sehr als asketisches Opfer verstanden hat, als „Ratschlag“ wie Luther und das Mittelalter es nannte, was Jesus nicht im entferntesten im Sinne lag. Sie war ihm — das fühlt man deutlich aus dem Ton heraus — selbstverständliche Folge inneren, seelischen Kraftbewußtseins und dann eine Sache der Klugheit. Es klingt doch oft deutlich der Spott auf die Dummheit derjenigen durch, welche, sich an das Diesseits klammernd, schließlich doch von ihm betrogen werden; die Weltmoral ist Jesus eine törichte Narretei. Wer seine Rede tut, dient nicht nur Gott, sondern in erster Linie sich selbst. Ja, eine ganze Kultur diente, wenn sie sich auf den Fels jenseitiger Kräfte erbaute, nur sich selbst und ihrem eignen Glücke. Das Jenseits ist das Glück des Diesseits. Nach der Bergpredigt gibt es keine größere Torheit als zu glauben, man schaffe sich diesseitiges Glück, wenn man die Ewigkeit verleugne und alle seine Menschenkräfte auf das Diesseits konzentriere; im Sinne des platten Kulturmaterialismus, wie ihn etwa der Heinesche Vers ausdrückt:

„Ja, Zuckererbsen, wenn die Schoten platzen
Den Himmel aber überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!“

Für das persönliche Leben hat man diese Grundsätze der Moral schon immer erkannt; die Schwirigkeit besteht nur darin, sie jetzt so auf das moderne Kulturleben zu übertragen, wie sie Thomas von Aquino und Luther auf ihre Zeit, allerdings in

Form von Kompromissen, übertragen haben. Noch besser: aus der Bergpredigt Grundsätze für eine Sozialgestaltung zu finden, die überhaupt an keine Kultur und keine historische Zeit gebunden, die Selbständigkeit des Evangeliums wahren und doch die Kräfte der Zeit dem Reich Gottes dienstbar machen.

3. Der Werdeprozeß des Gottesreichs.

Man sieht es auf den ersten Blick: die Ethik der Bergpredigt bezieht sich wohl auf Welt, Menschen und Güter, d. h. auf das, was außerhalb des Menschen ist, aber ihre Moral ist eine individualistische Moral, welche nur mit dem persönlich menschlichen Verkehr und mit der Gesinnung der Person rechnet. Darin liegt auch das Recht der lutherischen Sozialgestaltung, indem sie ihren Kernpunkt in dem nur im persönlichen Verkehr und bei persönlicher Berührung möglichen Patriarchalismus sieht. Allein, wie wir gesehen haben, reicht diese Art Sozialgestaltung für die mit Bevölkerungsmassen überschwemmte neue Zeit nicht aus, in der persönliche Fühlungnahme zu den Ausnahmen gehört. Es gilt also einen gangbaren Weg zu finden zu einer unpersönlichen Sozialmoral, welche doch nach den Motiven der Bergpredigt gestaltet und dadurch zu einer christlichen Sozialmoral wird.

Von vornherein freilich muß gesagt werden, daß keine christliche Sozialgestaltung ohne die individuell persönliche, nach der Bergpredigt gelebte Sittlichkeit auskommt. Keine christliche Sozialgestaltung kann im einzelnen der persönlich erwärmenden Güte entbehren, die in kleinen Werkstatts- und Gutsverhältnissen das Ideal bleibt. Diese Sittlichkeit der aus der Berührung mit der Ewigkeit Gottes gewonnenen inneren Größe muß persönliches Eigentum des Menschen und in seinem Lebensbereich wirklich werden, dann tötet sie die uferlose Gier des eigenen Herzens und setzt ihm da eine Grenze, wo es aufhören würde, der Güte gegen die Menschen zu dienen; dann schraubt sie die naturhaften Instinkte zurück auf den wahren

und aufrichtigen Kampf um ein menschenwürdiges Dasein, nicht nur für sich, sondern für alle. Sie lernt verzichten auf den Luxus und den übermäßigen Genuß, welcher als Zeichen der Degeneration des Menschen unwürdig und ein Schandmal in dem von Mangel und Leid zerfressenen Antlitz der Menschheit ist. Die Sittlichkeit der Bergpredigt ist der Tod des persönlichen Kapitalismus und persönlichen Imperialismus. Sie tötet die gehässige Leidenschaftlichkeit, erzieht zur Selbstbeherrschung und Selbstbesinnung, erzieht zur Betrachtung seiner selbst im Rahmen der Gesamtheit und lernt den Sinn des Gebotes kennen: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; sie erkennt das Menschentum im Andern und ist erfüllt von jener tiefen Güte gegen jedermann, welche auch im Gewande der Vollkommenheit und Bosheit in ihm den Menschen sieht, wie das Jesus nicht nur gepredigt, sondern getan hat.

Man hat schon oft mit Recht gesagt: wenn diese Sittlichkeit Allgemeingut der Menschheit und jedem einzelnen in Fleisch und Blut übergegangen wäre, sei das Reich Gottes auf die Erde gekommen. In der Tat — das gibt immer zu denken — so notwendig Jesu sittliche Weisungen aus der Erfahrung des ewigen Gottes kommen, so notwendig führen sie zum Reich Gottes; und zwar nicht erst im Himmel, sondern schon hier auf Erden. Die Bergpredigt ist das Gesetz des Gottesreichs, das erhaben ist über Zeit und Ewigkeit; über Diesseits und Jenseits, das auf Erden ist wie im Himmel. Sie ist das Gesetz des Werdens, der Wegweiser zur Vollendung des Gottesreichs. Es wird im Diesseits in vieler Herzen wirklich; es wird im Jenseits bei Gott wirklich; aber es war der Fehler Luthers und des Luthertums, an seine Verwirklichung nur in der Gesinnung und im Jenseits zu glauben, nicht aber auch in der diesseitigen Welt

Aber dazu reicht das persönliche Gesinnungschristentum, wenn es auch unentbehrlich ist, nicht aus; denn es kann sich nicht nach den Grundsätzen der Bergpredigt entfalten, ohne

beständig von der Gewalt naturhafter Instinkte, der Habgier und des Genusses, unterdrückt und verschüttet zu werden. Dazu bedarf es mehr; dazu bedarf es eines in Gesetzen und Lebensordnungen niedergelegten, mit Zwang durchgeführten sozialen Gestaltungswillens, von dem das Allgemeinbewußtsein beseelt ist. Die Sittlichkeit der Bergpredigt darf nicht Halt machen innerhalb der Schranken des persönlichen Lebens, sondern muß, aus ihnen heraustretend, die Welt nach den in ihr wirkenden Grundsätzen zu gestalten versuchen. Die Christenheit muß sich dessen bewußt sein, daß das Reich Gottes nicht in der Vergangenheit liegt und die Weltgeschichte nicht eine Entfernung vom Reich Gottes darstellt, sondern daß die Weltgeschichte als ein Teil der allumfassenden, universalen Gottesgeschichte dem Gottesreich entgegenführt. Hier gelten nicht die starren Gegensätze von Reich Gottes und Welt, welche in der Ewigkeit einmal dadurch ausgeglichen werden, daß durch den Machtspruch Gottes die böse Welt verschwindet und dem Reich Gottes Platz macht, wobei der Christ mit den Händen im Schoß zusieht; sondern hier gilt ein großes Werden, ein in mächtigem Stil sich vollziehendes Wachstum, nach dem Welt- und Gottesreich ineinander hineinwachsen; die Natur der Uebernatur dienstbar und ihrer Gefährlichkeit entkleidet wird: ein Prozeß, für welchen die diesseitig erlebte Menschheitsgeschichte zwar kaum zur Vollendung führt — wir wissen es nicht — aber von höchster Bedeutung ist. Damit ist der schroffe Dualismus Luthers und des Luthertums, der Welt und Ewigkeit in zwei starre Größen schied, überwunden und das Diesseits ins Jenseits hineinverschlungen. Beide unterscheiden sich nur im menschlichen Auge als zwei Welten, im Auge Gottes sind sie eine Welt.

Das wird vom besten Teil der modernen Menschheit richtig gefühlt: sie erhebt den Schrei nach dem Christentum, das seine Wahrheit mit der Tat erweist, das wirklich werden soll unter uns; sie verlangt nicht mehr nach der „rechten Lehre", nicht

mehr nach der Predigt eines erst in fernen ewigen Zeiten zu verwirklichenden Christentums, nicht mehr bloß nach einer Innerlichkeit, die so und so oft im Aeußerlichen betrogen und gelogen hat, sondern sie verlangt nach dem fleischgewordenen oder wenigstens werdenden Geist des Evangeliums, nach einer Welt, welche der Tempel dieses Geistes werden will, sie verlangt, die muffige Kirchenluft verabscheuend, etwas von einem großen Willen zu verspüren, der die Aufgaben der Gegenwart im Geiste der Bergpredigt zu lösen versucht und damit sich bewußt ist, das Reich Gottes zu fördern; dem es gleichgültig ist, ob es im Diesseits oder Jenseits verwirklicht wird; er will nur handeln. Der beste Teil der Menschheit verlangt nach dem Gottesreich, ist aber nicht so töricht, das Ganze verwirklicht zu verlangen, aber er will ein Stück der Verwirklichung sehen. Ein Schritt ihm entgegen bedeutet schon Segen und glaubenskräftige Gewißheit. Er sucht den Frieden nicht bloß in der Erwartung des vollendeten jenseitigen Himmelreichs, sondern in der Tat, welche im Diesseits ein, wenn auch winziges Stückchen Himmelreich schafft. Ja, sie fordert nicht einmal das Gelingen der Tat, das von Zufälligkeiten abhängt, sie fordert mindestens den Willen, der, wenn nicht mehr möglich, ohne Rücksicht auf Macht und Geld, protestiert gegen die unchristlichen Erscheinungen einer im Taumel der Gier verirrten Welt und eine Kritik zu üben imstande ist, die im Erschauen Gottes und seiner Welt stets weiß, was sie will und was sie zu fordern hat; eine Kritik, die fest auf dem Fels der Ewigkeit ruhend nie haltlos wird und sich an die Welt des Diesseits verliert.

Das moderne christliche Weltgefühl ist eingestellt auf Wille, Aktivität und auf diesseitige Gestaltungskraft. Es ist konservativ allein bezüglich des Quellpunktes seiner Erkenntnis und Kraft: der Ewigkeit; lehnt aber jeden Konservatismus gegenüber der Welt ab; denn im Werdeprozeß der großen Geschichte liegt das Reich Gottes vor uns, nicht hinter uns.

Es wächst, es wird. Dies Gefühl der Vorwärtsbewegung ist bezeichnend für das heutige Weltempfinden der Christenheit.

4. Die Sozialgestaltung nach den Grundsätzen der Bergpredigt.

Hat man sich diesem Grundempfinden einmal geöffnet, wird das Sozialgebilde nicht mehr als eine fertige, starre Größe erscheinen, welche immer so war und immer so sein wird und deren Widersprüche man in resignierter Hoffnungslosigkeit trägt, sondern es wird einer beständigen, nie ruhenden Gestaltung unterworfen. Der große Wille, welcher auf das Gottesreich zustrebt, wird unter stetiger empfindungshafter Gegenwart des kritischen Bewußtseins die dem Evangelium nicht entsprechenden Härten des Sozialgebildes vor Augen haben, sie mit beinahe körperlicher Schwere fühlen und nach den Grundsätzen der Bergpredigt umzugestalten versuchen. Er wird ein nimmermüder Sturmbock sein, die als falsch erkannten Fundamente des gegenwärtigen Gesellschaftsbaues zu zerbröckeln, gleichzeitig aber eine Kelle, statt ihrer die neuen Fundamente zu errichten. Das wird ein Prozeß sein, der nach menschlichem Ermessen nie zur Ruhe kommt, da die Annäherung an das Ziel des Gottesreichs eine unendliche ist. Trotzdem verzagt dieser Wille nicht; denn schon eine relative Vervollkommnung schenkt der modern-christlichen Lebenssehnsucht Befriedigung, ja schon die Betätigung der Aktionskraft allein, selbst wenn sie keinen „Erfolg“ haben sollte. Denn sie frägt nur nach dem inneren Muß, nicht nach dem Erfolg. Der alte, ewige kategorische Imperativ Kants wacht auf, freilich seiner rationalistischen Gestalt entkleidet und in den reicheren und tieferen Gehalt der Predigt Jesu getaucht. Trotzdem ist der christliche Tatwille durchdrungen von einer von der augenblicklichen Tatsachenlage unabhängigen Glaubenskraft. Er weiß, daß das Reich Gottes kommt; ja noch mehr, daß es bereits unterwegs ist.

Der Weg zum Reiche Gottes geht über eine Ordnung der irdischen Zustände, welche auf der einen Seite eine Auswirkung der persönlichen Güte bis zu den letzten Konsequenzen ermöglicht, sozusagen den Unterbau für die Tat des Einzelnen schafft, welche aber auf der andern Seite schon selbst eine Verwirklichung und Fleischwerdung des Geistes darstellt, der die Bergpredigt beherrscht. Die Gestalt des Soziallebens soll selbst ein Ausdruck unbegrenzter Güte und Gerechtigkeit sein, innerhalb deren Härten, Unmenschlichkeiten, Grausamkeiten keinen Platz mehr haben. Eine solche Gestalt wird nicht dadurch erreicht, daß man fortwährend Konzessionen an die niederen Triebe und Instinkte des Menschen macht oder gar die Sozialgestaltung dem Zufall des Gewoges irdischer Leidenschaften überläßt, sondern indem man sie planmäßig Schritt für Schritt mit bewußtem Willen schafft — eine Gestalt, welche dem Wesen des Menschen, seiner Veranlagung, seinen Bedürfnissen, der Natur und der Religion entspricht. Der Gestaltungswille ist der Wille zur Organisation des gesellschaftlichen, noch von tierischen und halbmoralischen Trieben beherrschten Lebens. Was das neue christliche Sozialempfinden will, ist der **Organismus** der bisher anorganischen, nur nach selbstsüchtigen Gesichtspunkten geordneten Gesellschaftswelt.

Damit wird nur fortgesetzt, was in der Technik und Industrie bereits begonnen wurde. Dort ist die beherrschte Naturkraft gebändigt und organisiert. Eine Maschine ist verlebendigte, planvoll gestaltete, zur Vernunft gewordene Materie. So Erstaunliches ist damit dem Menschengeist gelungen, daß es frühere Geschlechter für unmöglich gehalten hätten. In der Beherrschung der anorganischen Natur halten wir heute alles für möglich und doch wird der Segen der beherrschten Natur nur sehr zum Teil lebendig, da der Mensch durch seine moralische Unreife ihn sehr ungleich verteilt und selbst die Gesegneten unter dem Fluch des nimmersatten Unfriedens leiden. So wird die Natur-

beherrschung nicht zu einer Erlösung, sondern zu einer neuen Knechtung der Menscheit in den Ketten der Materie. Die Maschine brachte so Befreiung und Knechtschaft zugleich. Es hilft nun nichts, die Maschine zu verfluchen; sie bleibt ein hervorragendes Zeugnis des schaffenden Menschengeistes; es hilft allein, den Geist zu verwirklichen, der die Maschine von ihrem Fluch befreit und sie zu einem Segen für alle werden läßt, den erhabenen Ewigkeitsgeist der Bergpredigt.

Aber dieser Geist ist in seiner Verwirklichung so lange gehemmt, als die Welt nicht eine Gestalt annimmt, in welcher er Wirklichkeit werden kann. Wir müssen Egoisten sein, weil alle Andern Egoisten sind; und sie sind es, weil die Grundlage jeder bisherigen Sozialgestaltung der Egoismus war; auch der christlichen Sozialgestaltungen, welche der Selbstsucht tausend Türchen öffneten. Es ist eine klare Erkenntnis, daß der Geist der Bergpredigt am Einzelnen, die Hingabe, Bruderliebe und Unabhängigkeit vom Irdischen sich nur so weit entfalten kann, als schon Sozialgebilde geschaffen sind, welche diesen Geist ermöglichen. Es bedarf eines beständigen sich einander Stützens und sich gegenseitig Emporführens; der aus persönlicher Gesinnung kommenden Tat des Einzelnen und der auf Grund gesetzlicher Zwangsordnungen erfolgenden Tat der Gesamtheit; des Geistes der Bergpredigt im Individuum und des Geistes der Bergpredigt im Sozialgebilde. Beide brauchen einander. Und es ist der große Fehler des Luthertums bis heute, daß es in seinem Weltpessimismus und Mißtrauen gegen jede Weltgestaltungskraft diesen Geist — wenn es überhaupt daran dachte — nur in der Gesinnung und in der Tat des individuellen Persönlichkeitslebens pflegte, wo er sich nie entfalten konnte, da er auf tausend Hemmungen im Sozialleben stieß, ihn aber nicht pflegte im Leben der menschlichen Gemeinschaft über die Familie hinaus. Es kennt eine willenskräftige Sozialgestaltung überhaupt nicht, sondern überläßt den das Persönlichkeitsleben überragenden Rest dem Zufall, ihn in seinem chaotischen Zu-

stand als Teufelswelt verachtend. Es kennt nur den sozial so eng begrenzten Patriarchalismus, nicht den gestaltenden Organismus. Heute ist es Aufgabe der christlichen Sozialgestaltung, die mit dem Geiste der Bergpredigt Ernst machen will: daß sie, so wie die Natur in der Technik organisiert und mit menschlicher Vernunft durchdrungen wurde, die zweite noch größere Kulturaufgabe in Angriff nehme: das Sozialleben wirklich zu ordnen, nicht wie im Luthertum es unter dem Namen der „Ordnung“ nur im Zaum zu halten, es seinem anorganischen Chaos zu entreißen und es so zu gestalten, daß die Mächte der natürlichen Instinkte auf ihr notwendiges Maß beschränkt und für die Gesamtheit nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit dienstbar gemacht werden.

Es gibt einen Weg zur Sozialordnung nach den Grundsätzen der Bergpredigt, einen Weg von der persönlich individuellen Sittlichkeit zur unpersönlich öffentlichen dergestalt, daß man auf die innersten Motive der Bergpredigt zurückgeht und diese überträgt auf das Sozialleben. Dabei wird die innere aus Gott gewonnene Größe und Ueberlegenheit sich in der Sozialordnung niederschlagen nicht als persönliche Güte, sondern als unpersönliche Gerechtigkeit; nicht als Liebe, sondern als Solidaritäts- und Gemeinschaftsgefühl. Die die Bergpredigt tragende innere Größe gibt die Kraft, sich über sich selbst und seine Wünsche hinauszuheben und vom überragenden Ewigkeitsstandpunkt herab das Recht der eigenen wie der fremden Partei, der eigenen wie der fremden Gesellschaftsklasse, der eignen wie der fremden Nation zu beurteilen. Die unendliche Höhe des inneren Standortes offenbart die Höhen und Tiefen des Soziallebens in untrüglicher Weise; so gut wie der Flieger das Ganze einer Stadt umfassender überblickt als der Straßengänger, der nach seinem individuellen, beschränkten Standort urteilt. Die Ewigkeit ermöglicht einen Beurteilungsmaßstab rein göttlich-menschlicher Natur, frei vom trüben Nebel der tausend erdgebundenen Vorurteile. Sie entindividualisiert den Menschen, reinigt ihn von persönlichen Leidenschaften und egoistischen

Instinkten. Die Ewigkeit macht das Urteil objektiv, gerecht und leidenschaftslos; sie befreit in der Ueberlegenheit, welche die Berührung mit ihr verleiht, vom Wahn des Irdischen und gibt den sich selbst genugsamen tiefen Frieden. Dies Motiv der Größe Gottes und der Ewigkeit übertragen auf eine ganze Sozialmoral ergibt durchdringende, sachliche Gerechtigkeit, nach welcher alles in Wirtschaft, Technik, Industrie, Politik und Diplomatie einem dient: der Emporhebung und Moralisierung, dem äußern und innern Glück, der Vertiefung und inneren Bereicherung aller.

Und wenn man fürchtet, solche „christliche“ Sozialgestaltung, welche Wirtschafts-, Völker- und Gesellschaftsleben auf den einen Weg zum Reiche Gottes hinzwingt, würde die einzelnen Zweige des Weltgeschehens vergewaltigen und ihre eigengesetzliche Entwicklung unterbinden, so muß gesagt werden, daß gerade die eigengesetzliche Entwicklung von Gesellschafts-, Wirtschafts- und Völkerleben das bisherige Chaos erzeugt hat. Die Eigengesetzlichkeit mag gelten bezüglich der rein formalen Entwicklung des einzelnen Gebietes, sie mag gelten bei Fragen rein technischer Natur — solche werden bei bewußter Sozialgestaltung einen breiten Raum einnehmen, wie diese überhaupt bis zu einem hohen Maße eine Frage technischen Könnens ist — aber was die Gesamttendenz, den Willen, die Richtung der Entwicklung betrifft, so gibt es da für alle nur ein Ziel: die Annäherung an das Reich Gottes. Ihm, dem letzten Zweck, müssen über die eigengesetzlichen technischen Mittel hinweg alle Dinge des Himmels und der Erde dienen. So sind Motiv und Ziel der neuen christlichen Weltgestaltung religiöser, ewiger Natur; Motiv und Ziel verbindet sie mit der Weltgestaltung großer vergangener christlicher Zeitalter: mit Urchristentum, Mittelalter und Luthertum. Es ändert sich auf Grund eines neuen Lebensgefühls die Auffassung der dazwischen liegenden, andersartigen, irdischen Welt samt ihren technischen Mitteln: sie ist nicht mehr eine vom Reich Gottes abgetrennte, zu ihm

beziehungslose Welt, sondern durch das Motiv, nämlich die Erfahrung eines ewigen vollkommenen Gottes, eingeordnet als irdisch technischer Weg, der alle Sozialerscheinungen zum letzten, großen, allgemeinen Ziel führt — eine Menge bunter, an sich zweckloser Steine, welche zusammengefaßt das sinnvolle Mosaik der Reichs-Gottes-Geschichte ergeben.

Dieses letzte Ziel verfolgt der Christ nicht nur im persönlichen und familiären Leben, sondern auch in der Gesellschafts-, Wirtschafts- und Völkerordnung. Er wird darauf dringen, daß, soweit der Horizont es zuläßt, das Zusammenleben der Menschen getragen wird von persönlicher Hingabe und Wärme, darüber hinaus aber eine feste Gestalt annimmt in der unpersönlichen Regelung durch Ordnungen und Gesetze, welche frei von jeder Einseitigkeit, von Klasseninteressen und egoistischen Motiven die Gerechtigkeit verkörpern — eine Gerechtigkeit, die sich durch ihren Ewigkeitsstandpunkt den freien, nur von Tatsachen geleiteten Blick gewahrt hat. Mit der Starrheit des Weltsystems im Luthertum wird gleichzeitig die Starrheit der Ständeordnung durchbrochen. Die neue Sozialgestaltung gründet sich nicht auf die Ueberzeugung von der ständischen Ungleichheit der Menschen, gemildert durch den Patriarchalismus, sondern auf ihre Gleichheit als moralische Wesen nicht nur vor Gott, sondern schon im Diesseits, soweit sie sich nicht selbst durch Selbstsucht und unverbesserlichen Eigennutz außerhalb der Sozialordnung stellen. Es ist das die Betrachtungsart des göttlichen Auges, welches auf das Sozialsystem übertragen wird, wonach Geburt, selbst Intelligenz und Veranlagung als Zufälligkeiten betrachtet und die Menschen lediglich nach der ihnen innewohnenden und betätigten G ü t e gewertet werden. Diese Anschauung vom Menschen kann eine durchaus pessimistische nach seiner gegenwärtigen Gestalt sein, doch aber an einen, wenn auch verborgenen Kern des Guten in ihm glauben, den zu befreien und zu entfalten ihre tiefste Absicht ist. Diese Beurteilungsart will nicht allein in der persönlichen Gesinnung

sondern in der Tat und Oeffentlichkeit Geltung haben und in den Einrichtungen der Schule, Rechtspflege und Volksbildung zum Ausdruck kommen. In diesem Glauben an die tiefe, oft unter dem Gewand der Sünde verborgenen Güte des Menschen berührt sich die Sozialgestaltung mit dem Heiland, der die Sünder und Zöllner zur Buße rief und nur die selbstsicheren Pharisäer in ihrer Selbstgerechtigkeit verachtete.

Grundsätzlich ist demzufolge jede nützliche Arbeit moralisch gleichviel wert, genießt die gleiche Ehre und wird nach Leistung und Bedeutung für die Gesamtheit bezahlt. Bei der Entgeistigung und Sozialisierung der modernen Arbeitsweise ist die Arbeitszeit auf das notwendigste Maß einzuschränken (besonders leicht bei Fortfall der wirtschaftlichen und nationalen Konkurrenz), so daß auch für jeden, der keinen geistigen Beruf leistet, eine derartige geistige Höhe innerer Bildung möglich ist, welche ihm völlige auch innere Sättigung gewährt und ihm das Wesen des Seins nach dem Stande der menschlichen Erkenntnis enthüllt. Der Wert der Berufe unterscheidet sich nicht nach gesellschaftlicher Taxierung, die vielfach Willkür und Torheit ist, sondern nach ihrer Beziehung zur menschlichen Seele. Je näher der Seele, desto wertvoller; je ferner, desto niedriger und menschenunwürdiger. Die neue Sozialgestaltung müßte sich nun bemühen, die in der verschiedenen Art der Arbeit liegende Härte zu mildern, vielleicht zu beseitigen, indem jede Art von nützlicher Arbeit zu Ehren kommt, nicht dadurch, daß man wie heute das Loblied der niedrigsten Arbeit im Munde führt, sondern sie von jedem, auch vom Geistesarbeiter, zu leisten verlangt, wenn auch nur einige Stunden in der Woche. Das tatsächliche Handeln wirkt mehr als tausend Jahre Predigt. Die gemeinsam verrichtete körperliche Arbeit verleiht ein wirkliches Solidaritätsgefühl, auf dessen Boden das gedeihen kann, was man christliche Bruderliebe nennt. Hier ein Beispiel, wie Gesinnung und Zwangsordnungen zu einem Werk und Ziel, zu einer christlichen Sozialordnung zusammenhelfen müssen.

Die Regelung des Verhältnisses von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Meister und Geselle, Herrschaft und Dienstbote erfolgt in der neuen Sozialgestaltung nicht mehr durch patriarchalische Ordnungen, wo der Untergebene der christlichen Güte seines Vorgesetzten überlassen war: eine einseitige Regelung der Autorität — sondern Rechte und Pflichten werden auf gleicher Basis festgelegt in Verträgen und Uebereinkommen mit bindender Rechtskraft, so daß nicht die Personen voneinander, sondern beide Teile von der Uebereinkunft abhängig sind, die vom Geist der Gerechtigkeit getragen gegen Ausbeutung und Entrechtung schützt. Dadurch ist das soziale Arbeitsverhältnis entpersönlicht und vom moralischen Wert und Willen sowohl des Arbeitnehmers, wie des Arbeitgebers unabhängig. Diese Ordnung ist erzwungen durch die Massenarbeit, schließt aber eine Ergänzung durch das patriarchalische Gefühl der Güte und Fürsorge gegen die Lohnempfänger und der Hingabe und Treue gegen den Arbeitgeber nicht aus. Diese Ergänzung ist im modernen Leben zwar nicht notwendig, aber im Sinne eines nach den Grundsätzen des Christentums gestalteten Arbeitsverhältnisses sehr zu begrüßen, da es den herzlosen Arbeitsprozeß mit persönlicher Wärme durchdringt. Auf diese Weise wäre ein wichtiges Stück des Luthertums in die neue Sozialgestaltung herübergenommen und sorgte für die historische Kontinuität, zeigt sich aber nur ausnahmsweise da verwendbar, wo Verhältnisse und Menschen sich dazu eignen.

Sündige und gemeinschädliche Berufe müßten durch gesetzlichen Zwang unterdrückt, Alkohol- und Nikotinmißbrauch verboten, Bordelle und gewerbsmäßige Unzucht überhaupt aufgehoben werden[1]). Da diese Uebelstände zu einem großen Teil ihre Ursache in der Unvernunft des Wirtschaftslebens haben, wird dieses durch bewußt und planmäßig gestaltete Maßnahmen derart zu regeln sein, daß der Profit nur in seinen gesunden

---

1) Nordamerika hat ein Beispiel des Alkoholverbotes gegeben. Wie segensreich das schon gewirkt hat, darüber Christl. Welt 1921 Nr. 10.

Formen, nicht aber als Kapitalismus geduldet und seine Frucht der Allgemeinheit gleichmäßig dienstbar gemacht wird. Die nur dienende, vom allgemeinen Genuß der Kulturgüter ausgeschlossene Masse — das Proletariat —, von dem das Luthertum behauptet, keine Sozialgestaltung käme ohne dasselbe aus, muß insofern verschwinden, als alle Arbeitenden daran teilhaben und nur Faule und Nichtsnutzige davon ausgeschlossen sind. Der Schaden einer vielleicht geringeren Produktion ist dabei ruhig in Kauf zu nehmen, da ihre hohen Errungenschaften bisher doch nur Einzelnen zugute kamen. Nicht zu vergessen, daß die Lebenshaltung allgemein auf das Maß eines menschenwürdigen, einfachen Auskommens herabzudrücken und jeder ausgesprochene Luxus zu verbieten ist.

Das Ziel des Völkerlebens bestände nicht mehr in der einseitigen, bisher üblichen Pflege der nationalen Gesinnung, sondern in der internationalen Gemeinschaft, in gegenseitigem Verständnis für die Bedürfnisse der einzelnen Staaten, wenn dann überhaupt noch Staaten für sich abgeschlossene Wirtschaftsgrößen bilden und sie es nicht vorgezogen haben, die Naturschätze gemeinsam auszubeuten und der Gesamtheit dienstbar zu machen. Eine christliche Sozialanschauung verlangt unbedingt die Erweiterung des Horizonts vom Volk auf die Menschheit, wie Jesus einmal sagte: Es wird eine Herde und ein Hirte werden. Auf keinen Fall kann innerhalb ihrer Raum für Völker- und Nationalhaß sein, wohl aber wird Raum sein für die Vaterlandsliebe im Sinne der Anhänglichkeit an das Volk, den Geist und die Landschaft der Heimat. Eine christliche Völkerordnung wird es verschmähen, internationale Konflikte mit diplomatisch-hinterhältiger Schlauheit und gegebenenfalls durch die sinnzerstörende Macht des Schwertes zu entscheiden, sondern durch, auf der Basis der Ehrlichkeit und des Vertrauens gewonnene Einigung. Sie würde alle Politik auf die ganz neue Grundlage des Menschheitshorizontes stellen, der allein einer Gesellschaft würdig ist, die sich christlich nennt. Für

Erziehung zu militärischer Kriegsgesinnung gibt es keinen Raum mehr; die Ethik des Kampfes, des persönlichen Mutes und des vaterländischen Opfers wird als eine weltlich diesseitige Angelegenheit erkannt und nicht wie bisher, mit biblisch-christlichen Elementen, ganz gegen den Geist Jesu, vermengt.

Eine solche neu-christliche Sozialgestaltung würde zweierlei in sich schließen: nämlich eine Bändigung der anorganischen, trotz aller Kultur völlig zügellosen Weltgeschichte unter den menschlichen Willen, so daß die Geschichte der menschlichen Tatkraft so gehorchen lernte, wie ihr bereits die Natur in der Vergeistigung der rohen, gestaltlosen Kräfte gehorcht — ferner eine Versittlichung der Weltgeschichte, indem ihre Beherrschung nicht etwa von Einzelnen oder ganzen Völkern zum Einzelvorteil ausgenützt, sondern nach dem Motiv, wie dem Ziel der Bewegung durch und durch von Ewigkeitswerten und Ewigkeitsverantwortung getragen würde. Eine solche Sozialgestaltung wäre christlich, aber nicht konservativ, weder in bejahendem, noch verneinenden Sinn, sondern stets kritisierend, stets vorwärtsdrängend, stets vollendend. Eine solche Sozialgestaltung entspräche dem Grundmotiv und dem Ziel der Bergpredigt; auf Grund einer solchen Sozialgestaltung wäre die Auswirkung christlicher, aus Gottes Größe gewonnener Güte nicht nur möglich, sondern natürlich. Ja, die Herbeiführung einer solchen Weltordnung ist selbst ein Dienst am Reiche Gottes.

Aber, sagen die Frommen, dann hat der Christ kein „Kreuz“ mehr. Und das sei der Sinn des Christentums, sein Kreuz Jesus nachzutragen. O Kreuz genug! Aber nun nicht mehr das falsche, träge Kreuz des Luthertums, das die Hände in den Schoß legt und passiv die Unbilden der Welt als Gottesfügung leidet, sondern das in der Erkenntnis seiner göttlichen Aufgabe die Hände rührt, für das Reich Gottes kämpft und aktiv leidet. Das ist das Kreuz der Aggressive, nicht der Defensive; das Kreuz des Handelns, nicht das des Duldens. In diesem Sinn genießen all die zahlreichen Sprüche Jesu und der Apostel eine

Umwertung in ihrer bisherigen, quietistischen Auslegung: sie reden vom Kreuz, das eine Folge ist des ausbreitenden, kämpfenden Willens, von demselben Kreuz, das unser Heiland und die Apostel getragen haben für einen neuen Himmel und eine neue Erde. Und man dürfte sich wohl kaum über die Spärlichkeit eines solchen Kreuzes zu beklagen haben!

5. Die Wege zur neuen Sozialgestaltung.

Man fühlt, daß Ansätze zu dieser neuen Sozialgestaltung bereits vorhanden sind; aber weniger durch das Verdienst der christlichen Kirchen, die hilflos der neuen Zeit gegenüberstehen, als durch Bewegungen, welche, dem Aufklärungszeitalter entwurzelnd, in der menschlichen, rein diesseitigen Vernunft ihren Ursprung haben: durch die Gedanken, welche man unter den vieldeutigen und vielgedeuteten Schlagworten „Sozialismus“ und „Kommunismus“ zusammenfaßt. In der Tat scheinen die Wege Gottes die Offenbarung Jesu in der Bergpredigt durch die Vernunft im Sozialismus ergänzen zu wollen, indem dieser rettende Ziele zu zeigen begann, als die Hüter der christlichen Offenbarung in ihrer lutherischen Gebundenheit dem Elend der modernen Zeit blind gegenüberstanden. Der Sozialismus hat Wege zu einer neuen Menschheitsgemeinschaft eröffnet und sie auch beschritten, nicht nur in der Theorie, sondern mit der Tat. Er hat tausenden, sonst in der Sklaverei der Arbeit hoffnungslosen, verrohten Menschen eine neue Gesinnung der Solidarität gegeben, welche die lutherischen Staatskirchen zu geben nicht imstande waren. Er hat das Herz des Proletariats mit dem Ideal des erlösenden kommunistischen Zukunftsstaates erfüllt und es durch diese Nahrung vor dem inneren Verschmachten bewahrt. Er hat die Kraft dieses Ideals dadurch bewiesen, daß viele als Märtyrer für dasselbe litten, einzelne dafür starben. Wie Sozialisten von ihrer Sache durchdrungen sind, zeigt eine Stelle aus den Gefängnisbriefen Rosa Luxenburgs: „Sie wissen, ich werde trotzdem (trotzdem sie einen stillen

Winkel in der Natur mehr liebt, als Versammlungen) hoffentlich auf dem Posten sterben: in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus.“ Solche Märtyrer genießen im Proletariat fast soviel Verehrung als der Gekreuzigte bei den Christen. Der Sozialismus hat Taterfolge gehabt, zu denen ich nicht in erster Linie die Revolution, wohl aber die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen rechne; er hat den Mut zu der Riesenaufgabe gehabt, aus dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Chaos, das nur durch tierisch egoistische Instinkte bewegt wird, einen Organismus der Vernunft zu machen — eine Aufgabe, in deren Anfangsstadium die Welt erst steht, ja die sie erst allmählich zu begreifen sucht.

Aber gerade hier will der Sozialismus über eine gewisse Linie nicht vorwärtskommen. Heute, wo er eine viel größere Entfaltungsmöglichkeit als zu den Zeiten des Hohenzollernreiches hat, scheint sich zu zeigen, daß er allein nicht die Kraft hat, den Weg bis zur Vollendung der Aufgabe zu gehen. Der mit ihm unglückseliger- und nur zufälligerweise verbundene Materialismus und der sich neuerdings stärker herausbildende aufklärerische Idealismus nimmt ihm die Kraft, verhindert seine metaphysische Vertiefung und läßt ihn an religiöser Verplattung sterben, wie ein Fisch stirbt, der auf den Sand geworfen wird. Er hat die Motive seiner Aktionskraft aus diesseits-selbstsüchtigen Erwägungen genommen; er ist selbst ein Kind dieser Welt und kann sie daher nicht überwinden. Er hat die Geister der Materie beschworen, nun wird er sie nicht mehr los. Sein Motiv der egoistischen Solidarität ist nicht rein und tief genug, daher wirkt sich der Fluch des Diesseits auch an ihm aus. Er wird zu neuem Leben erst erstehen, wenn er sich in seinem Motiv mit religiöser Inbrunst und metaphysischer Leidenschaft durchdringt, mit einem Geist, der nicht von dieser Welt ist, sondern diese Welt sieht in einem tiefen Zusammenhang, in den sich versenken innere Größe und aus ihr tiefe Güte hervorbringt. Es ist der Geist Jesu von Nazareth, der Geist der

Bergpredigt, der von Millionen unbegriffen in den Sätzen des Neuen Testaments ruht, weil die Kirche nicht verstanden hat, sein Dolmetsch zu sein. Durch diese metaphysische Umrahmung würde der Sozialismus an der gewaltigen Tiefe gewinnen, welche er zu seiner Arbeit braucht.

Wie nun aber der Sozialismus infolge seiner ausschließlichen Diesseitigkeit verengt und verplattet wird, so wird das Christentum infolge seiner ausschließlichen Jenseitigkeit der sozialen Aktionskraft beraubt. Es hat gewiß viel Segen gewirkt, hat auch seine Märtyrer, allerdings in längstvergangenen Zeiten; es hat Tausende innerlich glücklich gemacht, Tausende mit tiefer Gesinnungsgüte durchdrungen und diese Güte auch nach Möglichkeit in der persönlichen Liebestätigkeit verwirklicht, aber es hat nie gewagt, in seinem Konservatismus die Grundlagen der Welt und des Gesellschaftslebens anzugreifen, obwohl diese Grundlagen materialistisch-egoistische sind. Darum glaubte es entweder an die Unverbesserlichkeit des Diesseits und hielt sich an die Hoffnung eines jenseitigen Lebens oder wollte die Welt von innen heraus, durch die persönliche Gesinnung überwinden. Beide Wege sind unzulänglich. Durch Blumhardt, Vater und Sohn, welch letzterer christlicher Sozialist war, ist es uns wieder klar geworden, daß Gott nicht nur das Leben im Jenseits, sondern wahres Leben, wahres Wirken auch im Diesseits will. Sein Wille soll geschehen, nicht allein im Himmel, sondern also auch auf Erden; er will das Reich Gottes in das Diesseits hereinbrechen lassen und dadurch das Diesseits zum Reiche Gottes erhöhen. Für diese große Aufgabe hatten alle Kirchen, auch die lutherischen, einen zu engen Horizont. Da sie alle eifersüchtig auf Wachstum und Bestand ihrer Organisation bedacht und daher gesellschaftsegoistisch veranlagt sind (wie übrigens auch alle politischen Parteiorganisationen), fehlte ihnen die Freiheit des Geistes und der weitschauende Wille, der zuerst nach dem Reiche Gottes trachtet und die Kirche nur als ein Mittel, als einen Weg zu ihm ansieht.

Die Furcht für die eigene Organisation hat ihren Blick geblendet, und so übersahen sie diejenigen Kräfte und Taten, welche außerhalb ihrer dem Reiche Gottes entgegendrängten. Statt daß sie alle Mächte, welche auch nur einen Schritt für das Kommen des Gottesreichs bedeuteten, begrüßt hätten, haben sie sich auf ihr eigenes muffiges Dasein eingeengt und nur das gefördert, was aus ihr selbst hervorging und sie selbst in ihrer Macht förderte. Der Egoismus der Organisation, der sich an jeder Organisation auswirkt, ist ihr zum Unheil geworden.

Und nun hat sie die Beziehung zum großen Leben und damit zum Reiche Gottes verloren. Sie tut mühsamste Arbeit zur Erhaltung und Belebung ihrer Organisation, sie sucht Einfluß auf die Presse, verordnet und veranstaltet besondere Synoden und Feste, Jugend-, Frauen-Missionssonntage; gründet Vereine für Frauen, Männer, Jungfrauen und Jünglinge, für innere und äußere Mission; sie überorganisiert sich und belastet damit die Geistlichen mit ungeheuerster Organisationsarbeit, mit Vielgeschäftigkeit und Aeußerlichkeiten, welche ihm die eigentliche Aufgabe der Vertiefung in Gottes- und Weltgeschehen, des Studiums und des Gebetes und damit der beständigen Erfüllung mit Gottes Größe völlig unmöglich machen. Die Nervosität der Vielgeschäftigkeit hat auch das geistliche Amt ergriffen, das doch ein Amt der Ruhe mitten im Meer des stürmenden Weltlebens sein soll. Statt daß ein neuer Geist in sie einzöge, nicht irgend ein Kirchengeist, sondern der Reich-Gottesgeist. Es ist in ihnen noch zu viel Luthertum lebendig, welches Welt und Kirche scheidet und glaubt, das Reich Gottes könne nur von und durch die Kirche samt ihrem Vereinsanhang kommen. Nein, es kommt im Gesamtweltgeschehen, von dem die Kirche nur ein Teil ist; und sie muß sich sehr hüten, daß sie nicht ein überflüssiger Teil wird. Die Kirchen haben ihre Aufgabe verkannt; sie glaubten, mit ihren veralteten Mitteln der Karität die Güte verwirklichen zu sollen, welche die Bergpredigt verlangt; aber sie taten es in dem engen, Welt und

Reich Gottes fernen Geist, der heute noch die Innere Mission auszeichnet. Karität und Innere Mission sind nur Notbehelf; die wahre Linderung des Elends kommt von einem Umbau unseres Gesellschaftslebens durch neue Ordnungen, neue Welt- und Menschenwertungen. Daran mitzubauen, haben die lutherischen Kirchen in ihrer Glaubensarmut und geistlichen Geruhsamkeit sich nicht nur geweigert, sondern in ihrem eingefleischten Konservatismus dagegen angekämpft. Die größte Sünde ist auch ihnen die Revolution, ja selbst eine Reformation schlucken sie sehr schwer, obwohl sie selbst ihren Ursprung auf eine Reformation zurückführen. Wie verehren sie den Luther von vor 400 Jahren! Ein Luther von heute aber wäre ihnen unerträglich. Sie fühlen nicht, daß der christliche Geist, wenn er Kraft und Salz haben soll, ein stets wachsamer und so lange gegen sich und die Welt revolutionärer Geist sein muß, als die Weltzustände dem Reiche Gottes Hohn sprechen.

Die Aufgabe der Kirche nach diesem Geiste bestände dann darin: In Predigt, Seelsorge und Unterricht, also in rein geistlicher Tätigkeit, unter beständigem sich Hineinleben in den ewigen Gott, dem Volke stets die Größe und Güte Gottes zum Bewußtsein zu bringen; seinen Blick von den verbitternden, einengenden irdischen Angelegenheiten auf d i e große Welt zu richten, welche unsere Erdenwelt weit überragt. Die Aufgabe der Kirche ist Prophetie: nämlich die Verkündigung des dem natürlichen Bewußtsein verborgenen Gottes. Kein Zweifel: es fehlt der modernen Kirche die Tiefe der Predigt! Das ist der Grund alles Uebels. Und sie sucht nun diesen Mangel durch äußere Vielgeschäftigkeit zu ersetzen, statt daß sie den Willen zur umgestaltenden Tat im Sinne der Bergpredigt weckt und stählt — ein Weckruf, der wie ein nimmermüder Hammer auf die Stirnen der Zuhörer fallen soll. Ewige Kraft und weltumgestaltender Wille sei das Ziel kirchlicher Verkündigung.

Die weltumgestaltende Tat selbst aus sich hervorzubringen, dazu ist sie zu schwach; das ist auch nicht ihres Amtes, son-

dern sie sei ein unermüdlicher Anreger und unerbittlicher Kritiker für das öffentliche Leben, daß im Bereich des Staates und der Kommune, im Bereich des großen politischen Lebens, im Bereich der weiten Welt sich der christliche Wille vollziehe und diese ganze Welt schließlich auf die neuen Grundlagen einer christlichen Sozialgestaltung gestellt werde. Es muß der Kirche zum Bewußtsein kommen, daß es nicht ihre Aufgabe ist, abgetrennt vom großen Leben ein der Erhaltung seiner selbst dienendes Dasein durch Gründung unzähliger Vereine und Vereinchen zu führen, sondern in freier, innerer Kraft das Reich Gottes in der Welt, in politischen, wirtschaftlichen und öffentlichen Leben zu fördern und durch g e i s t i g e, aus der Ewigkeit stammende, willenstärkende Kräfte zur neuen, dem Geiste Jesu entsprechenden Sozialgestaltung beizutragen. Sie muß aufhören mit der äußeren Kraftvergeudung, welche schließlich nur ihr Mißtrauen gegen die Kraft ihrer inneren Sendung bestätigt, und ihre Tätigkeit darauf konzentrieren: das lebendig schlagende und reinigende Gewissen der Welt zu sein.

Gewiß bedarf es zur neuen Sozialgestaltung nicht nur des Wortes, sondern des großen tätigen Beispiels, noch besser: der Erziehung zum Gemeinschaftswillen. Wenn der Egoismus in der Sozialgestaltung ausgerottet werden soll, so kann das weder durch die Predigt allein, noch durch die Gewalt allein geschehen; es kann nur geschehen durch erzieherische Gewöhnung. Dazu bedarf es einer Einrichtung der Schule und eines Zusammenlebens der Erwachsenen, das eine nicht zufällige Profit- sondern eine Lebensgemeinschaft darstellt. Die Bestrebungen dieser Art praktischer Volkserziehung zur Solidarität und Brüderlichkeit sind mannigfaltig. Und es ist Sache der Kirche nicht sich für eine bestimmte dieser Erziehungsarten zu entscheiden, sondern sie in ihrer Gesamttendenz mit ihrer ganzen Autorität zu fördern und zu stützen als einen Weg zur Religion der Tat. Bisher ist sie als lutherische

Klassenorganisation derartiger Tatpflege des Gemeinschaftsbewußtseins gleichgültig, wenn nicht ablehnend gegenübergestanden. Erst eine vom Geist des Luthertums gereinigte Kirche wird auch diejenigen ausgezeichneten Methoden und Erkenntnisse würdigen und für das sittliche Wachstum der Menschheit benützen können, welche auf dem Boden diesseitiger Vernunft gewachsen sind.

Die bisherigen großen christlichen Sozialgestaltungen bei Thomas von Aquino und bei Luther sind nie restlos in ihrem Ideal wirklich gewesen; auch die neue Sozialgestaltung wird nach menschlichem Ermessen nie restlos wirklich werden. Aber sie kann sich annähernd verwirklichen, und um dieser Hoffnung willen allein schon lohnt sich Kraftaufwand und Märtyrertum. Schließlich ist es die tiefe Liebe zum Menschen, der unumgängliche kategorische Imperativ, dieser wieder in Uebereinstimmung mit dem Evangelium Jesu, namentlich in der Bergpredigt, welcher uns zu einer Neugestaltung unseres Soziallebens drängt. Es verlangt uns nach einem Christentum, das aus seiner starr konservativen Innerlichkeit und Jenseitigkeit heraustritt, nicht indem es dieselbe aufgibt, sondern sie zur Tat werden läßt in einer wirklich gewordenen, aus der Größe Gottes gewonnenen, durch Güte vertieften Menschengemeinschaft. S i e ist die diesseitige Konsequenz des großen Jenseitsglaubens und daher das Ziel der neuen Sozialgestaltung.

Schluß.

Wenn in dieser Schrift vom Zusammenbruch der Sozialgestaltung des Luthertums gesprochen wird, so ist damit keineswegs gesagt, daß sie bereits verschwunden wäre. Es gibt noch einen großen Teil unseres Volkes, der innerhalb dieses Sozialschemas denkt und sich die Weltgestaltung nicht anders vorstellen kann. Zumal die Regierungen der evangelischen Kirchen beherrscht sie noch vollkommen und denjenigen Teil des Kirchenvolkes überwiegend, der sich aktiv zur Kirche hält,

weswegen auch die Kirchen die Fühlung mit dem großen Leben verloren haben. Sie fühlen das selbst, wenngleich sie es nicht zugestehen; denn das sie beherrschende psychologische Moment ist nicht, wie ehedem, zukunftsfreudige, selbstverständliche Kraft, sondern die schlechtverhehlte Angst vor dem Zusammenbruch. Aus Angst sind sie die letzten Jahrzehnte daran, den Zusammenhang mit dem Leben mühsam wiederherzustellen. Auf das Ganze gesehen, kämpft das kirchlich lutherische Sozialbewußtsein einen aussichtslosen, verzweifelten Kampf gegen die neuen sozialgestaltenden Kräfte, welche im Lauf des 19. Jahrhunderts erstarkt sind und dort schon die Sozialgestaltung des Monarchentums, des Klassenwesens und des bürgerlichen freien Kapitalismus untergraben haben. Der Weltkrieg ist die Katastrophe, welche religionsgeschichtlich den Bankerott nicht des Christentums überhaupt, wohl aber des kompromißhaften Sozialbewußtseins des Lutertums in Deutschland und des Calvinismus in den Weststaaten herbeigeführt hat. Und es ist völlig aussichtslos, die Wunden des Weltkrieges mit d e n Mitteln heilen zu wollen, die ihn verschuldet haben: mit der Aufpeitschung der nationalen Kampf- und Racheinstinkte, mit der Verherrlichung der Weltmoral unter dem Deckmantel der göttlichen Vorsehung, mit dem in der Doppelmoral seiner Kraft beraubten Christentum. Diese Art Weltgefühl ist für den Einsichtigen erledigt in seiner Sinnlosigkeit. Und mag es noch in zahlreichen Herzen weiterbestehen, mag es gegenwärtig unter den ungeheuren Forderungen der Entente in Deutschland wiederaufleben, für den Christen wird es nur die e i n e Moral der Bergpredigt geben, deren Motive und Ziele auch für das Weltleben nutzbar gemacht werden müssen und die über jede zufällige Geschichtslage erhaben ist, da sie selbst nicht aus der menschlichen Geschichte stammt.

Sind wir übrigens gegenwärtig nicht ohnehin gezwungen zu einer Politik im christlichen Sinne? Ist nicht das wehrlose Deutschland in der Lage des leidenden Christus, an dessen

zerschundenem Körper die Gewalt sich müde arbeitet? Bis auch sie mit Scham einsehen muß, daß sie auf diesem Wege nicht nur nichts erreicht, sondern zur Schmach der Menschheit eine unverzeihliche Schandtat begeht. Wenn Deutschland mit wirklicher innerer Größe zu leiden versteht, dann leidet es mit Christus für die Erlösung der Menschheit, für das Reich Gottes auf Erden.

Luther selbst wäre der Lösung des Konflikts durch das Leiden des einen Teils im Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit nicht so ferne gestanden. Ueberhaupt möchte ich ausdrücklich bemerken: wenn ich von einem Zusammenbruch des Luthertums spreche, so fällt es mir nicht im Traum ein, dem Verdienst Luthers, sei es in religiöser, sei es in sozialgeschichtlicher Hinsicht, auch nur das Geringste abzubrechen. Seine Sozialgestaltung war für seine Zeit großartig und genial; sie ist es in wichtigen Bestandteilen, gerade wo das persönliche Leben in Betracht kommt, heute noch und wird in vielen Gedanken und Motiven fortleben, solange es ein Christentum gibt. Insbesondere bleibt sein Verdienst um die rein religiös innerliche Gestaltung des Glaubenslebens ungeschmälert; denn er hat gewußt — was viele damals nicht wußten und heute noch nicht wissen —: was „Religion“ ist. Die Tat von Worms bleibt eine Befreiungs- und Entdeckertat in der Geschichte der Religion für alle Zeiten.

Was zusammenbrach, ist vielmehr die vergröberte und den menschlich-selbstsüchtigen Instinkten dienstbar gemachte Sozialgestaltung der Epigonen Luthers: des Luthertums, die bis in die Gegenwart hereinragt. Leider hat sie durch ihren trüben Schleier vielen das Verständnis für Luther, den „Fürstenknecht“, verhüllt. Möchten unsere evangelischen Kirchen zur Einsicht kommen und die Ruinen des Luthertums verlassen, sie würden damit erst in Wahrheit der großen Prophetengestalt Luthers dienen, der stets ein scharfes Auge für den Gang des Reiches Gottes hatte.

VERLAG VON
J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
IN TÜBINGEN

GEORG WÜNSCH

Die Bergpredigt bei Luther

Eine Studie
zum Verhältnis von Christentum und Welt

Groß 8. 1920. M. 14.—.

PAUL WERNLE

Der evangelische Glaube

nach den
Hauptschriften der Reformatoren

I.
Luther
Groß 8. 1918. M. 8.—.

II.
Zwingli
Groß 8. 1919. M. 10.—.

III.
Calvin
Groß 8. 1919. M. 12.—.

Hierzu z. Z. 100% Verlags-Teuerungszuschlag.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen



